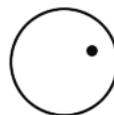


TOP 41

Gesellschaft für Volkskunde



in Schleswig-Holstein e. V.

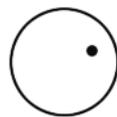


Berichte der Gesellschaft für Volkskunde
in Schleswig-Holstein

21. Jahrgang

Juli 2011

Gesellschaft für Volkskunde



in Schleswig-Holstein e. V.



TOP 41



TOP ist ein Mitteilungsheft der GVSH und berichtet über die Arbeit von Vorstand, Beirat, Arbeitskreisen und Mitgliedern. Alle mit Namen gezeichneten Beiträge und Anzeigen geben die Meinung der jeweiligen Autoren und nicht die Meinung der Redaktion oder der Gesellschaft wieder. Wir möchten alle, die sich mit volkskundlichen, kultur-, sozial- und alltagsgeschichtlichen Fragen beschäftigen, motivieren, von ihrer Arbeit zu berichten. Beiträge für TOP sind jederzeit willkommen. Auswahl und Kürzung behält sich die Redaktion vor. Manuskripte können in den Dateiformaten .doc oder .rtf eingereicht werden. Bilddateien bitte in den Formaten .jpg oder .tif senden. Die Auflösung von Fotografien und ähnlichen Abbildungen sollte mindestens 300 dpi betragen. Für Strichzeichnungen (z. B. Grundrisse) ist eine Auflösung von 600 dpi erforderlich. Bildvorlagen können aber auch bis zum Format DIN A 4 direkt an die Redaktion geschickt werden. Nach der Bearbeitung werden die Vorlagen zurückgesandt, wenn dies gewünscht wird.

Dateien, CD-ROMs und Bildvorlagen bitte an:

Dr. Nils Hansen, Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde, Christian-Albrechts-Universität Kiel, Olshausenstraße 40, 24098 Kiel, Tel. 04 31 / 8 80 31 79, Fax. 04 31 / 8 80 17 05, E-Mail hansen@volkskunde.uni-kiel.de

Redaktionsschluss für das nächste Heft ist der **31. Oktober 2011**

Titelbild	Darstellung des Dithmarscher Chronisten Neocorus, s. S. 14.
TOP 41/2011 Herausgeberin:	Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.
Redaktion für dieses Heft:	Dr. Nils Hansen, Claudia Ohlsen M. A., Guntram Turkowski M. A., Melanie Zühlke M. A.
Layout:	Renko Buß M. A.
Geschäftsstelle der GVSH:	Nina Jebesen M. A., Dorfplatz 6, 24960 Munkbrarup E-Mail: geschaeftsfuehrung @volkskunde-sh.de
Bankverbindung der GVSH:	Sparkasse Mittelholstein AG Rendsburg
Konto Nr.:	13 796 (BLZ: 214 500 00)

Inhaltsverzeichnis

Aufsätze

Johanna Koch
Dithmarschen als gesellschaftliche Konstruktion 4

Sandra Scherreiks
Der Traum von der idealen Stadt 18

Doris Tillmann
Der Wert der Dinge - Fragen nach den Perspektiven
volkskundlicher Sachkulturforshung und Sammlungen 31

Berichte und Mitteilungen

Karen Heide
PROBSTEI - Ländliche Lebenswelt
im Blick des Kieler Bürgertums 35

Ute Hinrichsen
Von der Kunst, als Archivarin zu arbeiten, ohne eine zu sein 43

Buchbesprechungen 47

Dithmarschen als gesellschaftliche Konstruktion¹

Johanna Koch

Einleitung

„Wissen Sie, warum die Nordfriesen Deiche bauen? – Damit sie nicht ins Meer laufen, wenn sie betrunken sind. Und warum die Dithmarscher Deiche bauen? – Damit kein Nordfriese, der trotzdem ins Meer gelaufen ist, in Dithmarschen an Land kommt.“²

Solche und ähnliche Äußerungen finden sich oft, wenn es darum geht, dass die Einwohner des Kreises Dithmarschen in Schleswig-Holstein sich selbst darstellen, sei es in wissenschaftlichen Abhandlungen oder in populärkulturellen Veröffentlichungen. Sicher ist dabei zu bedenken, dass solch humoristische Lokalpatriotismen in fast allen Regionen anzutreffen sind, wenn es darum geht, sich gegenüber seinen Nachbarn abzugrenzen. Doch ist es ganz offensichtlich so, dass die Menschen in Dithmarschen ein ganz besonderes Selbstverständnis besitzen, welches sie mit viel Stolz an die Öffentlichkeit tragen. Dieser Stolz führt häufig dazu, dass sich die Bewohner nach außen hin abgrenzen.



Anhand der Diskussion um die Kreisgebietsreform, die 2006 von der Landesregierung in Schleswig-Holstein angestoßen wurde, soll herausgefunden werden, mit welchen Argumenten die Dithmarscher Bevölkerung ihre Identität und ihr Selbstverständnis stützt. Der gesellschaftliche Diskurs³ soll aufgedeckt werden, um die Grundmuster der regionalen Identität zu identifizieren. Zu diesem Zweck wurde eine Medienanalyse der „Dithmarscher Landeszeitung“ durchgeführt, die sämtliche Leserbriefe und Artikel einschließt, die zu diesem Thema im Zeitraum von 2006 bis Sommer 2010 erschienen sind.

Zum besseren Verständnis der vorliegenden kleinen Studie sei darauf hingewiesen, dass Dithmarschen ein Landkreis im Westen Schleswig-Holsteins ist. Die Grenzen be-

¹ Gekürzte Fassung meiner im Jahr 2010 vorgelegten gleichnamigen B.A.-Hausarbeit im Fach Europäische Ethnologie/Volkskunde der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel.

² Nissen 1986, S. 7.

³ Zum Diskursbegriff vgl. Jäger 2009.

stehen, grob betrachtet, nur wenig verändert seit einigen tausend Jahren. Im Norden von der Eider, im Westen von der Nordsee, im Süden von der Elbe und im Osten von verschiedenen Mooren und seit Ende des 19. Jahrhunderts vom Nord-Ostsee-Kanal begrenzt, hat dieses Stück Land quasi einen Inselstatus, der für das Selbstverständnis ein wichtiger Faktor ist.

Das wichtigste historische Ereignis ist die Schlacht bei Hemmingstedt, in der am 17. Februar 1500 die zahlenmäßig weit unterlegenen Dithmarscher das Heer des dänischen Königs Johan I. und seines Bruders Herzog Friedrich von Holstein besiegten.

Dithmarschen als Konstruktion

Die Frage nach der Struktur regionaler Phänomene beinhaltet zum einen die Rekonstruktion der Art und Weise, wie Menschen sich selbst in der Region interpretieren, und zum anderen die Untersuchung der Funktionen und Wirkungen der Phänomene regionaler Kultur auf die Gesamtgesellschaft. Um diese Thematik auf Dithmarschen beziehen zu können, soll im Folgenden versucht werden, die regionalen Phänomene auf die Identität und das Selbstverständnis zurückzuführen.

In Bezug auf spezifische Phänomene regionaler Kultur in Dithmarschen ist festzustellen, dass die Schlacht bei Hemmingstedt bis heute ständig präsent ist und man sich bei den unterschiedlichsten Gelegenheiten auf sie bezieht. Es soll herausgearbeitet werden, welche Bedeutung dieses Ereignis für das Leben heute noch besitzt und inwiefern es sich auf die Identität auswirkt bzw. diese mit konstruiert.

Der Rückzug auf die regionale Idylle, wie es in Dithmarschen der Fall ist, resultiert häufig aus überregionalen Problemen. Eines der bedeutendsten überregionalen Probleme der letzten Jahre und Jahrzehnte ist wohl die Idee der schleswig-holsteinischen Landesregierung in Kiel, die elf Kreise des Bundeslandes zu vier bis sechs Großkreisen zusammenzulegen. Dithmarschen soll in diesem Zusammenhang mit dem Kreis Steinburg und eventuell mit dem Kreis Pinneberg auf verwaltungstechnischer Ebene verschmolzen werden. Die genaue Form der Durchsetzung wurde von 2006 bis 2008 von der Landesregierung diskutiert und endete im Jahr 2008 damit, dass die Pläne zunächst aufgrund der großen Proteste auf Eis gelegt wurden.

Denn unmittelbar nachdem das Kieler Kabinett den Weg zu einer Kreisgebietsreform einschlug, formierte sich eine beeindruckende Protestbewegung in den Reihen der Bürger Dithmarschens. Es gab wohl kaum einen Garten, in dem nicht die Flagge der Dithmarscher gehisst wurde. Aufkleber mit dem Slogan „Wir sagen Nein zur Kreisreform“ und Fahnen für Autos wurden in großen Mengen verkauft. 2008 wurde die Volksinitiative gegen die Zwangsfusion von Kreisen gegründet, welche innerhalb von

nur sechs Wochen über 32.000 Unterschriften sammelte. Die Kommunalpolitik ist der Meinung, man müsse zwar in den Verwaltungen einsparen und auch kreisübergreifende Zusammenarbeit sei möglich; eine Zusammenlegung der Kreise ohne deren Zustimmung wird aber vehement abgelehnt. Die Dithmarscher bestehen darauf, ihren Kreis als Verwaltungseinheit behalten zu können. Er ist der älteste Kreis Deutschlands, und als politisches Gebilde existiert Dithmarschen bereits seit dem Mittelalter.

Die Entscheidung über eine Kreisreform wurde von der Landesregierung in Kiel auf den Zeitpunkt der nächsten Landtagswahl 2010 verschoben. Da diese vorgezogen wurde und aufgrund dessen zu wenig Zeit für die Planung blieb, verschob man die Reform dann weiter auf das Jahr 2013.

Durch die enorme Welle der Empörung als Reaktion auf die Kreisreformpläne, die sich bis heute durch die Gesamtheit der Dithmarscher Bevölkerung zieht, scheint es angemessen, die „Dithmarscher Landeszeitung“ als populären Medientext zu untersuchen, denn das Medium „Tageszeitung“ als wissensvermittelnde Institution spielt eine wichtige Rolle im Alltag der Menschen und gibt ihnen die Möglichkeit, ihre Meinung der Öffentlichkeit mitzuteilen. Im Anschluss werden die Hintergründe des Vereins „Wir sind Dithmarschen e. V.“ beschrieben, der sich als Reaktion auf die Diskussion um die Kreisreform gebildet hat. Schließlich wird die Haltung des „Vereins für Dithmarscher Landeskunde“ in Bezug auf die genannte Diskussion einer genaueren Betrachtung unterzogen.

Bedeutung der Ereignisse des Jahres 1500 für das regionale Selbstverständnis

Versatzstücke von Heimat werden von uns selber aus Teilen der Geschichte produziert, die wir für wertvoll erachten. Aus diesen Versatzstücken ergibt sich die historisch gewachsene Identität. Das wichtigste Versatzstück der Dithmarscher Geschichte ist die Schlacht bei Hemmingstedt.

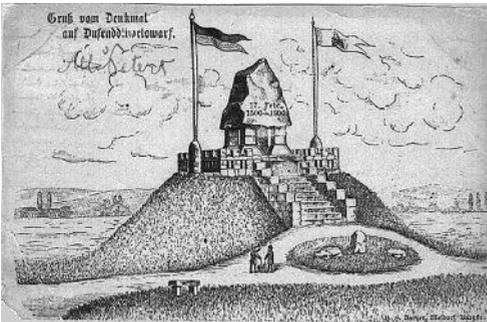
Dass ein schwer bewaffnetes Ritterheer von zahlenmäßig unterlegenen, nicht-professionellen Truppen besiegt werden konnte, war und ist eine große Sensation. In der gesamten Dithmarscher Geschichte seit 1500 wird der Helden der Schlacht bei Hemmingstedt gedacht, und bis heute ist der Stolz auf dieses Ereignis ein Teil des Dithmarscher Selbstverständnisses.

Die erste große Jubiläumsfeier fand im Jahr 1900 statt. Am 17. Februar 1900 wurde der Helden von Hemmingstedt mit der Dithmarscher Landesfeier gedacht. Diese Veranstaltung war die größte Feier, die bis dahin in Dithmarschen stattfand und ein Zeichen für den „überbordenden Dithmarscher Regionalpatriotismus“.⁴ Zwei Tage lang

⁴ Vgl. Hansen 1993, S. 155.

wurde der Stolz auf die Geschichte zum Ausdruck gebracht. Es fanden große Umzüge statt, die sich in der Nähe von Hemmingstedt trafen, um dort bei der „Dusenddüwelswarf“ das Denkmal der Schlacht einzuweihen. In ganz Deutschland wurde über dieses Ereignis berichtet.

Das Denkmal, ein großer Findling, „galt als ein Symbol der angeblich urwüchsigen Dithmarscher ‚Volkskraft‘ ...“⁵ Der damalige ehrenamtliche Leiter des Museums Dithmarscher Altertümer, dem heutigen Dithmarscher Landesmuseum, Johannes Goos, sagte bei der Einweihung des Denkmals, es sei „schlicht und einfach und doch wirkungsvoll, ein einfacher Stein – und doch ein gewaltiges Sinnbild der alles erdrückenden, alles zermalmenden dithmarscher Volkskraft ...“⁶ Durch solche Formulierungen wird der ideologische Hintergrund der Feier deutlich.



Postkarte von der Einweihung des Schlachtdenkmal am 17.2.1900 bei der Dusenddüwelswarf.

Das nationale Wir-Gefühl und die Hervorhebung des preußisch-deutschen Nationalgefühls wurden durch die Betonung von Heimat und Heimatverbundenheit regional fundiert und gestärkt. Dieses starke Gefühl von Heimatverbundenheit und der Stolz auf die Vorfahren waren später die Grundlage für die schnelle Aufnahme des Nationalsozialismus, in dem die Bauern in Dithmarschen besonders stark propagandistisch instrumentalisiert wurden.

Ihnen wurde deutlich gemacht, dass sie als freie wehrhafte germanische Bauern für die deutsche Nation als ein Vorbild dienten.

Da das Ereignis ein wichtiger Schritt für das Zusammengehörigkeitsgefühl der Dithmarscher war, setzte eine erkennbare Rezeption und Verklärung der Schlacht bei Hemmingstedt bereits zeitnah ein und hält bis heute an. Schon aus der Zeit direkt nach der Schlacht ist eine Vielzahl an Volksliedern überliefert worden. Die meisten von ihnen stammen aus der Feder Dithmarscher Großbauern oder Geistlicher. Und auch von bekannten deutschen Persönlichkeiten wie Friedrich Hebbel („Die Schlacht bei Hemmingstedt“, 1833) oder Theodor Fontane („Der Tag von Hemmingstedt“, 1850) existieren Bearbeitungen des Themas in Gedichtform. Adolf Bartels, deutscher Schrift-

⁵ Hansen 2000, S. 293.

⁶ Zit. nach: Die Schlacht bei Hemmingstedt. Realität und Mythen. Textsammlung zur Ausstellung im Dithmarscher Landesmuseum in Meldorf vom 17.2.2000 bis zum 3.9.2000.

steller und bekennender Antisemit, erzählt in seinem Werk „Die Dithmarscher“⁷ von der Größe und dem Niedergang Dithmarschens. Dabei ist die Hemmingstedt-Schlacht ein wichtiges Kapitel, in dem Polarisierungen und Heldenverehrungen im Mittelpunkt stehen. Und obwohl in diesem Buch keine antisemitischen oder rassistischen Äußerungen, wie sonst häufig in Bartels Werken, zu finden sind, förderte es das Bewusstsein der Dithmarscher von ihrer Besonderheit, im Sinne einer Überlegenheit, kräftig.

Der Held der Schlacht, Wulf Isebrandt, ist auch heute noch allgegenwärtig, wenn man durch Dithmarschen fährt. Er ist Namensgeber für die Kaserne in Heide, diverse Straßen und eine Grundschule in Albersdorf. Überdies werden regelmäßig Gedenkfeiern veranstaltet, wobei das Interesse der Bevölkerung an dem Thema heute rückläufig ist. Die „Dusenddüwelswarf“ ist, auch durch ihre abgeschiedene Lage, kein großer Besuchermagnet mehr. Gilt es aber eine Dithmarscher ‚Seele‘ zu beschreiben oder bestimmte Eigenschaften hervorzuheben, so wird immer wieder auf den glorreichen Sieg über das Heer des dänischen Königs verwiesen.

Um jedoch über die ideologischen Hintergründe des Denkmals aufzuklären und die Menschen mit modernen Techniken wieder zu motivieren, sich das Denkmal anzuschauen, wurde im Jahr 2000 zur 500. Jahresfeier ein Infopavillon errichtet. Mit diesem soll der sachliche Hergang der Schlacht erläutert und die ideologische Verklärung, die mit der „Dusenddüwelswarf“ verbunden ist, aufgehoben werden. Zusätzlich gab es vom 17. Februar bis zum 3. September 2000 eine Ausstellung zum Thema der Schlacht bei Hemmingstedt im Dithmarscher Landesmuseum in Meldorf.

Durch solche regelmäßigen kulturellen Veranstaltungen wird die Erinnerung an dieses Ereignis immer wieder hervorgerufen. Im Februar 2010 gab es beispielsweise eine Exkursion, veranstaltet von Boyens Medien, welche an die historischen Orte der Schlacht führen sollte.

In einem Artikel zum Jahrestag der Schlacht am 17.2.2010 in der „Dithmarscher Landeszeitung“⁸ wird darauf hingewiesen, dass sie die Grundlage für den ausgeprägten Regionalpatriotismus in Dithmarschen sei. Wulf Isebrand gelte als Identifikationsfigur. In diesem Artikel wird Oliver Kumbartzky, Gründer des Vereins „Wir sind Dithmarschen e. V.“ und Wortführer bei der Debatte um die Kreisreform, mit Wulf Isebrand verglichen. Damit wird klar, dass diese Debatte von den regionalen Medien mit dem Kampf gegen den Dänenkönig im Jahr 1500 gleichgesetzt wird. Auch heute noch, nach 510 Jahren, besitzt das Ereignis so hohe Brisanz, dass regelmäßig in den Medien darüber berichtet wird.

7 Vgl. Bartels 1908.

8 Vgl. „Mit Schwertern und Argumenten“, Dithmarscher Landeszeitung, 17.2.2010.

Zusammenfassend lässt sich erkennen, dass die Glorifizierung und Mystifizierung bis heute anhält, teilweise aber versucht wird, die Sicht auf die Schlacht ein wenig sachlicher zu gestalten. Immer noch ist Hemmingstedt ein zentraler Bezugspunkt im kollektiven Gedächtnis Dithmarschens.

Die Bedeutung, die dieses Ereignis für die Bewohner Dithmarschens hat, zeigt sich explizit in den Leserbriefen und Artikeln, die in der „Dithmarscher Landeszeitung“ bezüglich der Kreisgebietsreform in Schleswig-Holstein veröffentlicht wurden.

Reaktionen auf die Kreisreform

Durch die bisherigen Ausführungen ist der Gegenstand der folgenden Medienanalyse deutlich geworden. Es handelt sich um die Frage nach der Grundlage des Selbstverständnisses beziehungsweise der kollektiven Identität der Dithmarscher Bevölkerung. Zu vermuten ist, dass sich eine mögliche regionale Identität auf die geschichtlichen Ereignisse stützt. Dies soll durch die Analyse der Leserbriefe und Artikel untersucht werden. Im Fokus steht die „Dithmarscher Landeszeitung“, die einzige regionale Tageszeitung in Dithmarschen. Sie berichtete von Anfang an sehr ausführlich über die Ereignisse bezüglich der Kreisreform. Neben Artikeln, die sich vor allem mit den politischen Hintergründen und Auseinandersetzungen befassen, erschien eine große Anzahl von Leserbriefen, in denen die Bevölkerung ihre hauptsächlich ablehnende Haltung gegenüber den Geschehnissen kundtut. Durch die aktuelle Brisanz im Jahr 2006 findet sich zu dieser Zeit die größte Anzahl an Veröffentlichungen.

Die Auswahl an Leserbriefen, die gedruckt werden, ist zweifellos selektiv. Die Redaktion hat die Möglichkeit, dem Gesamtbild eine bestimmte Stimmung hinzuzufügen, indem sie Briefe aussortiert, die ihrer Meinung nach nicht ins Bild passen. Da die „Dithmarscher Landeszeitung“ eine regionale Tageszeitung ist, wäre zu bedenken, ob die Redaktion nicht auch ein besonderes Interesse daran hat, dass der Kreis Dithmarschen nicht in einem Großkreis aufgelöst wird. Die Frage stellt sich, ob es noch sinnvoll wäre, eine Dithmarscher Landeszeitung herauszugeben, wenn es den Kreis Dithmarschen nicht mehr geben würde. Durch die oben erwähnte Möglichkeit zur Selektion kann – wenn es gewünscht ist – die Grundstimmung, die sich in der Bevölkerung ausmachen lässt, unterstützt werden. Diese Überlegungen sind bei der folgenden Auswertung zu beachten, wobei die Analyse eine Zusammenfassung der wichtigsten und einprägsamsten Argumente der Leserbriefe aus der „Dithmarscher Landeszeitung“ aus den Jahren 2006 bis 2010 darstellt.

Die Durchsicht des Materials macht klar, dass die Menschen mit den immer gleichen Argumenten arbeiten. Nur sehr vereinzelt tauchen Leserbriefe auf, die die Kreis-

zusammenlegung befürworten. Deutlich wird, dass die Leserbriefe, die veröffentlicht wurden, sich vor allem auf die Beschreibung des Eigenen beziehen. Es wird mit Bildern der Abgrenzung durch Charaktereigenschaften gearbeitet, die angeblich nur die Dithmarscher besitzen.

Das erste Argument ist die Bezugnahme auf die Geschichte. Es seien historische Gründe, weswegen eine solche Kreisreform nicht durchgesetzt werden dürfe. Dithmarschen habe eine einzigartige Geschichte und die Bevölkerung sei tief in dieser seit Jahrhunderten gewachsenen, besonderen Geschichte verwurzelt. Radikale Äußerungen, wie „Hoffentlich entfaltet sich der alte Wehrwille wieder“⁹ oder „Nein – sonst war 1559 nicht die letzte Fehde!“¹⁰, verdeutlichen die starke historisch-emotionale Verbundenheit mancher Leserbriefautoren. Immer wieder wird auf die Schlacht bei Hemmingstedt verwiesen und daraus die Schlussfolgerung gezogen, die Dithmarscher könnten sich, wie damals auch, wieder gegen den überlegenen Feind beweisen. „Wir sind ein wehrhaftes Volk, stur und mit Bauernschläue, schon immer gefürchtet von der Obrigkeit, mit einer wunderschönen Landschaft voller Historie, aber auch Chancen“.¹¹ Auch der angeblich historische Schlachtruf „Wahr di Gahr, de Bur de kümmt!“¹² taucht etliche Male auf. Anders als die anderen Kreise in Schleswig-Holstein wäre Dithmarschen ein seit mindestens tausend Jahren gewachsenes Land. Die Dithmarscher Geschichte und die daraus resultierenden Traditionen seien einmalig. Auch die Insellage wird als Argument angeführt, wobei in diesem Fall die Relevanz dieser Tatsache hinterfragt werden müsste.

Außerdem wird immer wieder erwähnt, dass durch die Großkreise die Identität verloren ginge. Dithmarschen sei eben nicht nur ein Kreis, sondern vor allem eine Identitätsgrundlage. Das „Wir-Gefühl“ wird oft angesprochen. „Eine ganze Region verlöre ihre über Jahrhunderte gewachsene Identität ...“¹³ und „dem Einzelnen werden die Identifikation und die Wurzeln genommen“, was orientierungslose Menschen zur Folge hätte.¹⁴ Die Menschen haben Angst davor, dass ihre Geschichte und Kultur verloren ginge. Zugleich besteht neben der Sorge um den Verlust der Identität auch eine gewisse Angst vor der Anonymität. „Wat schullt wi in Pinnbarg? Dor kennt us doch keen en!“¹⁵ oder „Mehr as’n Dithmarscher kann de Mensch ni war’n!“¹⁶ sind Argumente, die, un-

9 O.C., Dithmarscher Landeszeitung, 14.10.2006.

10 D.E., Dithmarscher Landeszeitung, 20.10.2006.

11 M.S.B., Dithmarscher Landeszeitung, 28.10.2006.

12 B.R., Dithmarscher Landeszeitung, 17.10.2006.

13 P.S., Dithmarscher Landeszeitung, 14.10.2006.

14 C.B., Dithmarscher Landeszeitung, 17.10.2006.

15 A.W., Dithmarscher Landeszeitung, 19.10.2006.

16 J.v.d.H., Dithmarscher Landeszeitung, 14.10.2006.

terstützt durch die Sprache des Plattdeutschen, die Abgrenzung nach außen verdeutlichen und den Regionalismus, der teilweise vorherrscht, zeigen. Die Abneigung gegenüber benachbarten Kreisen wird ganz konkret formuliert. So heißt es in einem Leserbrief: „... glaube kaum, dass ein Dithmarscher im selben Kreis mit einem Steinburger leben will“.¹⁷

Der Verweis auf die Geschichte und die daraus entstandene Identität stellt die wichtigste Kategorie dar, die die Abgrenzung markiert. Die Abwehrhaltung der Dithmarscher resultiert dabei aus dem ihnen eigenen Stolz. Ein Leserbrief aus dem Januar 2008 formuliert dagegen eben diese aus dem Stolz resultierende Abgrenzung als Argument für eine Kreisreform.¹⁸ Denn, so heißt es dort, durch diese Abgrenzung nach außen würde mit einem historisch-kulturellen Erbe argumentiert werden, welches nicht dazu taugt, die Probleme des 21. Jahrhunderts zu lösen. Außerdem lasse sich Heimat nicht an einem bestimmten Ort festmachen, die Grenzen des Kreises seien also für diesen Teil der Identität irrelevant.¹⁹

Trotz der Argumente, die die historisch gewachsene Identität betreffen, wird auch erwähnt, dass der Kostenfaktor nicht geklärt und es nicht sicher sei, dass eine Verschmelzung der Kreise längerfristige Kostenersparnis bringen würde.²⁰ Außerdem würde eine unpersönliche Verwaltung sich nicht in der Art um die Probleme und Anliegen der Bürger kümmern können, wie dies im jetzigen Zustand der Fall ist.

Es wird deutlich, dass die Debatte um die Reform in Dithmarschen keine rationale, sondern eine emotionale Angelegenheit ist. Die Menschen fühlen sich in ihrem Selbstbestimmungsrecht angegriffen und haben Angst, ihre Identität zu verlieren. Die Bürgernähe würde auf der Strecke bleiben, wenn die Einwohner zu einer weit entfernten Kreisverwaltung fahren müssten.

Auch Kommunalpolitiker äußerten sich zu der Debatte, die von der Landesregierung angefangen wurde. Geschlossen stellten sich die Parteien des Kreistages gegen die Beschlüsse der Landesregierung. Bezogen auf den Ministerpräsidenten Peter Harry Carstensen meinte zum Beispiel Jörg-Uwe Halusa von der SPD: „Der weiß doch gar nicht mehr, was los ist vor Ort“.²¹ Auch die Politiker in Dithmarschen haben ein Interesse daran, dass die Kreisverwaltung in Heide bleibt. Bei der Kundgebung auf dem Heider Marktplatz am 1. November 2006 versammelten sich alle Parteien des Kreistages, um ihren Unmut über die Entwicklungen in Kiel deutlich zu machen.

17 D.K., Dithmarscher Landeszeitung, 17.10.2006.

18 Vgl. Dr. U.H., Dithmarscher Landeszeitung, 3.1.2008.

19 T.W., Dithmarscher Landeszeitung, 26.10.2006.

20 H.P.-S., Dithmarscher Landeszeitung, 17.10.2006.

21 „Landrat: Enormer Verfall politischer Sitten“, Dithmarscher Landeszeitung, 14.10.2006.

In einem Artikel im Februar 2010²² meinte Henning Ibs, Vorsitzender des Vereins für Dithmarscher Landeskunde, dass die Menschen als Reaktion auf die fortschreitende Globalisierung ein Stück Heimat bewahren möchten. Die Geschichte Dithmarschens biete den Menschen ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl, welches nicht durch Großkreise auseinandergerissen werden dürfe.

Ein weiterer Einwand ist der mögliche Verlust der Kulturlandschaft Dithmarschens.²³ Die Hebbel-Gesellschaft beispielsweise und die Klaus-Groth-Gesellschaft werden vom Kreis in ein eigenes kulturpolitisches Programm mit einbezogen. Gebe es einen Großkreis und die Kreisverwaltung würde nach Itzehoe versetzt werden, wäre es fraglich, ob die Kultur Dithmarschens noch in dem Maße gefördert würde, wie es bisher der Fall war. Traditionelle Veranstaltungen wie die Dithmarscher Kohltage oder das Kulturprojekt Kunstgriff würden wohl, aufgrund von fehlenden finanziellen Mitteln, wegrationalisiert werden.

Durch Politiker und Medien wird in Dithmarschen die Frage nach Identität und Heimat gestellt in dem Bewusstsein, dass der Grundgedanke in der Bevölkerung schon vorhanden sei. Mit Hilfe von Zeitungsartikeln und öffentlichen Aktionen wird in der Bevölkerung der Wunsch nach Mitwirkung geweckt. So wird die Zeitung von der Redaktion und von Politikern als Mittel instrumentalisiert, um die Leserschaft in ihren Grundgedanken zu bestärken. Vom Medium Zeitung wird also der Bezug zur regionalen Identität hergestellt und ein Gefühl von Heimat vermittelt. Dadurch, dass diese Vermittlung häufig von Ideologie durchzogen ist, wirkt sie stark abgrenzend.

Der Verein „Wir sind Dithmarschen e. V.“

Motiviert durch die breite Protestbewegung innerhalb der Dithmarscher Bevölkerung gegen die geplante Kreisgebietsreform, initiierte Oliver Kumbartzky die Erstellung einer Homepage, um das Medium Internet für die Diskussion nutzen zu können. Es sollte ein Forum geschaffen werden, auf dem Dithmarscher und Dithmarscher Freunde über das Thema der Kreisreform diskutieren und ihrem Ärger in der Öffentlichkeit freien Lauf lassen können. Innerhalb weniger Tage verzeichnete die Homepage mehrere tausend Besucher und in nur einer Woche wurden 2.000 virtuelle Unterschriften gegen die Kreisreform gesammelt. Im Anschluss an den großen Zulauf und parallel zur Volksinitiative wurde der Verein „Wir sind Dith-



*Logo des Vereins
„Wir sind Dithmarschen e.V.“*

²² Vgl. Anm. 8.

²³ Vgl. „Kulturlandschaft und Großkreis“, Dithmarscher Landeszeitung, 4.1.2007.

marschen e. V.“ gegründet, der sich zum Ziel gesetzt hat, „die Bemühungen zum Erhalt des Kreises Dithmarschen als eigenständige Gebietskörperschaft zu bündeln und zu koordinieren“.²⁴

Außerdem engagiert er sich gemeinsam mit dem Verein für Dithmarscher Landeskunde für die Kultur Dithmarschens.

Im Jahr 2008 organisierte der Verein einen „Dithmarschen-Tag“.²⁵ Dieser sollte mit einem kulturellen Rahmenprogramm, das die typischen Dithmarscher Kulturgüter präsentierte, zahlreiche Gäste locken. Das Programm dieses Ereignisses veranschaulicht sehr deutlich, wie von dem Verein die Dithmarscher Identität gesehen wird. Es gab beispielsweise einen plattdeutschen Gottesdienst, eine Boßel-Veranstaltung sowie eine Vorstellung von Trachten- und Heimatverbänden. Regionale kulinarische Spezialitäten wurden angeboten, außerdem traten Dithmarscher Musikgruppen auf. Im Jahr 2010 sollte bereits der zweite „Dithmarschen-Tag“ stattfinden.

Abgesehen von allen einschlägigen Aktivitäten unterstützt der Verein „Wir sind Dithmarschen e. V.“ allein schon durch seine Namensgebung die Abgrenzung nach außen. Der Name impliziert das Vorhandensein einer geschlossenen imaginären Gruppe und trägt dazu bei, dass das Regionalbewusstsein in Dithmarschen gefördert wird.

Reaktionen des Vereins für Dithmarscher Landeskunde

Ein weiterer wichtiger Verein bezüglich der Identitätsfrage in Dithmarschen ist der Verein für Dithmarscher Landeskunde. Er wurde im Jahr 1914 gegründet und befasst sich vornehmlich mit Regionalgeschichte, der Förderung der heimatlichen Landeskunde und der Landschaftspflege. Jeweils zum Quartalsende gibt der Verein die Zeitschrift „Dithmarschen“ heraus.

In Selbstdarstellungen²⁶ findet man die Informationen, der Verein befasse sich mit modernen kulturellen, ökologischen und wirtschaftlichen Themen und sei sehr an der Aufarbeitung historischer Zusammenhänge interessiert. Damit ist unter anderem wohl auch die Instrumentalisierung durch die Nationalsozialisten, beispielsweise in Form der Durchdringung der Zeitschrift mit nationalsozialistischem Gedankengut während der Zeit des sogenannten Dritten Reichs, gemeint.

Der Verein für Dithmarscher Landeskunde trägt insofern zur Bildung eines bestimmten Selbstverständnisses der Dithmarscher bei, als in seinen Veröffentlichungen

24 www.wir-sind-dithmarschen.de

25 Vgl. Kumbartzky 2008, S. 2f.

26 www.dithmarscher-landeskunde.de

immer wieder die Einzigartigkeit der Dithmarscher betont wird. Beispielsweise erschien im September 2009 in der Zeitschrift ein Artikel, in dem es um eine Initiative ging, mit der historischen Persönlichkeiten, von denen keine Abbildungen existieren, von heutigen Personen ein Gesicht gegeben werden sollte.²⁷

In diesem Zusammenhang wurde der Begriff der „Geopsyche“ genannt. Dieser meint besondere Charaktereigenschaften, die sich durch das Einwirken von Landschaft und Wetterbedingungen ergeben, denen Menschen einer bestimmten Region ausgesetzt sind. Auch der Begriff der „Geophysiognomie“ wurde genannt. Abgesehen von biologischen Abwegigkeiten erscheint es äußerst fragwürdig, den Begriff in diesem Zusammenhang zu gebrauchen, ist er doch durch den Nationalsozialismus stark vorbelastet. Die Verfasser des Artikels gehen damit von deutlich wiedererkennbaren Wesenheiten aus, die man als landestypisch oder charakteristisch bezeichnen könnte. Diese Vorstellung erscheint äußerst zweifelhaft, unterstellt sie doch klar erkennbare Unterschiede zu Menschen, die nicht in Dithmarschen leben.



Darstellung des bedeutendsten Dithmarscher Chronisten Neocorus. Als Modell diente Pastor Dr. Dietrich Stein.

In der Zeitschrift des Vereins für Dithmarscher Landeskunde erschien im Jahr 2008 ein ausführlicher Artikel über den Verein „Wir sind Dithmarschen e. V.“ und seine Gründungsintention.²⁸ Auch äußerten sich Mitglieder des Vereins für Dithmarscher Landeskunde, wie sein Vorsitzender Henning Ibs,²⁹ in Artikeln der „Dithmarscher Landeszeitung“ zu der Debatte um die Kreisreform. Der Verein vertritt dabei eindeutig die Position, dass der Kreis Dithmarschen nicht mit anderen Kreisen zu einem Großkreis zusammengelegt werden darf. Er bestärkt die geschichtlich gewordene Identität, indem er die kulturelle Einzigartigkeit Dithmarschens betont.

²⁷ Vgl. Rusch 2009.

²⁸ Vgl. Kumbartzky 2008.

²⁹ Vgl. Anm. 8.

Fazit

Anhand der exemplarisch durchgeführten Analyse der „Dithmarscher Landeszeitung“ wird deutlich, dass die Dithmarscher Identität sich aus den historischen Ereignissen herleiten lässt. Mit Bezug auf die Theorie der gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit von Berger/Luckmann wird deutlich, dass Wirklichkeit aus dem Handeln der Gesellschaftsmitglieder entsteht. Gesellschaftlich entwickeltes, vermitteltes und bewahrtes Wissen wird zu gesellschaftlicher Wirklichkeit.³⁰ Dadurch, dass die Schlacht bei Hemmingstedt in den letzten 500 Jahren ständig rezipiert und das Wissen darüber weitergegeben worden ist, wurde sie objektiviert und damit zu einem festen Bestandteil der Dithmarscher Wirklichkeit. Man könnte darüber nachdenken, ob sich das Wissen über die Schlacht bei Hemmingstedt nicht soweit gefestigt

hat und über Generationen hinweg legitimiert wurde, dass es zu einer gesellschaftlichen Institution geworden ist, die einen gewissen Kontrollcharakter besitzt. Man hat gesehen, dass das Wissen nicht mehr reflektiert wird, es wird als normativ gegeben angesehen und gilt als Existenzgrundlage des Kreises Dithmarschen. Die Konstruktion „Dithmarschen“ ist meiner Meinung nach so weit legitimiert worden, dass man von einer symbolischen Sinnwelt³¹ sprechen kann, die die Bewohner umgibt. Wird diese Sinnwelt in Frage gestellt, in diesem Fall durch die Landesregierung in Kiel, so wird dieses Phänomen mit negativen Konnotationen belegt, um somit die Stabilität und Sicherheit der eigenen Sinnwelt wiederzuerlangen und die Wirklichkeit zu erhalten. Dies geschieht häufig durch Bezug auf die Vergangenheit. Die Verklärung der Geschichte



Aufkleber, der sich während der „heißen Phase“ der Proteste gegen die Kreisreform an fast jedem Auto in Dithmarschen fand. Das Grundmotiv, Pferd und Reiter, ist dem Wappen des Kreises Dithmarschen entnommen.

30 Vgl. Berger/Luckmann 1997.

31 Vgl. Berger/Luckmann 1997.

hinsichtlich der Schlacht bei Hemmingstedt ist ein Beispiel dafür, wie Vergangenheit neu erzählt wird, um die scheinbar vorhandene Identität zu stützen. „Subjektiv erzählt er (der Einzelne) keine Lügen über die Vergangenheit, er bringt sie vielmehr ‚auf Vordermann‘ jener einen ‚Wahrheit‘, die Vergangenheit und Gegenwart umgreifen muss“.³² Dithmarschen kann insofern als symbolische Sinnwelt verstanden werden, als sie Sicherheit verschafft, Erinnerungen bewahrt und als gemeinsames Bezugssystem fungiert.

Ganz offensichtlich existiert in Dithmarschen eine gruppenspezifische Identität, die sich durch die Abgrenzung nach außen kennzeichnet. Die Wertungen, die vorgenommen werden, betreffen sowohl die eigene Gesellschaft, die mit der alten Bauernrepublik gleichgesetzt wird, als auch den Rest von Schleswig-Holstein, mit dem man nichts zu tun haben möchte. Die regionale Identität ist die gemeinsame Basis, auf die sich die Einwohner Dithmarschens bei Bedrohung der Alltagswelt beziehen. Durch Heimatvereine und Heimatmuseen wird die regionale Identität gestützt. Der Begriff der Heimat wird durch die Diskussion rund um die Kreisreform ideologisch aufgeladen. Durch ihn wird eine scheinbar gemeinsame Identität hergestellt. Heutzutage sollte Heimat jedoch reflektierter gebraucht werden. Der neue Heimatbegriff sollte „Heimat als verstehbare und gestaltbare Nahwelt“ begreifen.³³

Offensichtlich ist der Kreis Dithmarschen sowohl ein territorialer Raum, der sich durch klar vorzufindende Grenzen definiert, als auch ein symbolischer beziehungsweise gesellschaftlicher Raum, der durch die historisch gewachsene Identität entstand. Mehr noch als die territorialen scheinen die imaginären Grenzen, basierend auf Begriffen wie Landschaft, Heimat, Tradition, die gesellschaftliche Identitätsbildung zu fundieren. Dithmarschen als gesellschaftlicher Raum entstand aus der Wechselwirkung zwischen gesellschaftlichem Handeln und Faktizität. Die natürlich gegebenen Grenzen spielen offensichtlich eine große Rolle bei der Entstehung des Selbstverständnisses, sind sie doch der Grund dafür, dass das Gebiet Dithmarschen seit vielen tausend Jahren existiert. Über Wahrnehmungs- und Erinnerungsprozesse wird Dithmarschen zu einem symbolischen Raum konstruiert. Dieser Raum wird stark emotional aufgeladen.

Es ist deutlich geworden, dass das Regionalbewusstsein in Dithmarschen polarisierend wirkt. Durch den Bezug auf den Sieg im Jahr 1500 wird versucht, die starke Abwehrhaltung gegen die Kreisreform zu legitimieren. Meiner Meinung nach ist dieser historisch gewachsene Stolz irrelevant, wenn es um die Debatte bezüglich der Zusammenlegung der Kreise geht. Wichtig wäre die Frage nach Aspekten, die die finanzielle

32 Berger/Luckmann 1997, S. 171.

33 Köstlin 1996, S. 336.

Notwendigkeit oder die Notwendigkeit der Bürgernähe einer Kreisverwaltung betreffen.

Zusammenfassend ist festzustellen, dass das Dithmarscher Selbstverständnis und die offensichtliche regionale Identität sich durchaus geschichtlich begründen lassen, wobei eine in dieser Hinsicht differenziertere Auseinandersetzung unabdingbar ist, um sämtliche Facetten zu beleuchten.

Literatur

Bartels, Adolf (1908)

Die Dithmarscher. Historischer Roman in vier Büchern. Kiel.

Berger, Peter L./Thomas Luckmann (1997)

Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Lizenzausgabe 41.-42. Tausend, Frankfurt/M.

Hansen, Nils (1993)

Meldorf 1900. Zum Alltags- und Mentalitätswandel in einer westholsteinischen Kleinstadt unter dem Einfluss der Industrialisierung (1869-1914) (= Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, Bd. 29). Neumünster.

Hansen, Nils (2000)

Aufbruch in eine neue Zeit – Dithmarschen 1864-1918. In: Verein für Dithmarscher Landeskunde (Hg.), Dithmarscher Geschichte. Heide, S. 255-298.

Jäger, Siegfried (2009)

Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung. 5. Aufl., Münster.

Köstlin, Konrad (1996)

„Heimat“ als Identitätsfabrik. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, 99, S. 321-338.

Kumbartzky, Oliver (2008)

Wir sind Dithmarschen. In: Dithmarschen, H. 1, S. 32-34.

Nissen, Nis R. (1986)

Kleine Geschichte Dithmarschens. Heide.

Rusch, Jens (2009)

Der Geschichte ein Gesicht geben. In: Dithmarschen, H. 3, S. 30-31.

<http://www.dithmarscher-landeskunde.de>

<http://www.wir-sind-dithmarschen.de>

Der Traum von der idealen Stadt¹

Sandra Scherreiks

Nach anfänglichen „Startschwierigkeiten“ hat sich die Stadtforschung insbesondere seit den 1990er Jahren im Fach Volkskunde, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie etabliert. Die Komplexität des Forschungsfeldes wird in volkskundlichen Einführungen ähnlich lautend zusammengefasst: In Städten

„[...] verdichten und konzentrieren sich Prozesse von Veränderung, Vernetzung und der Entstehung neuer kultureller Formen in besonderem Maße. Ebenso wie soziale und ökonomische Bedingungen wirken die sinnlich wahrnehmbare materielle Realität von Städten, ihre gebaute Struktur, Gerüche und Geräusche auf die Erfahrungen und Handlungen ihrer Bewohner. Wahrnehmung, Bewegung, Kommunikation, Arbeit und Wohnen in der Stadt stehen in unmittelbarer Beziehung zu dieser physischen Umwelt.“²

Neu ist, dass theoretische Überlegungen darum kreisen, wie der sensitive Zugang zu Städten begrifflich zu fassen sei. Die so genannten „Charakter-“ oder Habitus-Theorien zur Stadtforschung monieren, dass die eigene Sinnesart von Städten kaum thematisiert wird, obwohl die „individuelle Aufnahme [einer] Stadt, die persönliche Fühlungsnahe durch und durch sinnlicher Natur“³ sei. Inwieweit die dabei entstehenden „sinnlichen Kartographien“ objektive Schlüsse zum städtischen Leben zulassen und die in der Stadtforschung dominanten „alteingesessenen“ Feldforschungsmethoden ergänzen, bleibt abzuwarten. Aber nicht nur diese Ausrichtung ist in der Stadtforschung zu beobachten, sondern auch ein hauptsächlich gegenwärtiger Blick auf die Stadt. Das heißt nicht, dass es keine in historischer Perspektive ausgerichtete Stadtforschung gibt, was Lindner und Moser mit dem Aufsatzband „Dresden. Ethnografische Erkundungen einer Residenzstadt“⁴ eindrucksvoll belegen. Es scheint aber, als wären bestimmte Quellen in der Stadtforschung übergangen worden. So z.B. Entwürfe von Idealstädten wie auch die schwerpunktmäßig im 19. Jahrhundert erschienenen literarischen Stadt-

1 Leicht überarbeiteter Vortrag, gehalten auf dem 2. Festival der Philosophie: Mensch – Natur – Technik am 10.4.2010 in Hannover.

2 Thomas Hengartner/Waltraud Kokot/Kathrin Wildner, Das Forschungsfeld Stadt in Ethnologie und Volkskunde. In: Waltraud Kokot/Thomas Hengartner/Kathrin Wildner (Hg.), Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Berlin 2000, S. 3-18, hier S. 8.

3 Rolf Lindner, Textur, imaginaire, Habitus – Schlüsselbegriffe der kulturalanalytischen Stadtforschung. In: Helmuth Berking/Martina Löw (Hg.), Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung. Frankfurt am Main 2008 (= Interdisziplinäre Stadtforschung, Bd. 1), S. 83-94.

4 Rolf Lindner/Johannes Moser (Hg.), Dresden. Ethnografische Erkundungen einer Residenzstadt (= Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, Bd. 16). Leipzig 2006.

(Staats)-Utopien. Obwohl sich die Stadt dem volkscundlich analytischen Blick als komplexes alltägliches Interaktionsfeld präsentiert und sowohl die der Literatur entstammenden Utopien als auch die architektonischen Idealstadtentwürfe ein Pendant zum städtischen Alltag bilden, sind gerade sie für die Alltagsforschung interessant.

Zunächst erlauben die dichten literarischen Utopien und mehr noch die in zumeist detailreichen Bauplänen vorliegenden Idealstadtentwürfe einen Vergleich mit real existierenden Stadtgesellschaften und Stadtgestaltungen. Dabei lassen sich aus den Differenzen und Brüchen Schlüsse auf nachfolgende Entwicklungen ziehen. Darüber hinaus bündeln sich sowohl in Utopien als auch Idealstadtentwürfen je zeitgenössische Ideen und Vorstellungen von der Organisation gemeinschaftlichen Lebens und der dieser entsprechenden, zu schaffenden Umwelt. Eine Verbindung besteht also zum einen auf der Vorstellungsebene, die aus dem konkreten Lebensumfeld entsteht, sowie zum anderen in den Umsetzungsversuchen, die unmittelbar auf den Alltag einwirken.

Auf den ersten Blick erstaunt vielleicht, dass Einzelne idealtypische Entwürfe für eine gesamte städtische Gesellschaft vorlegen. Doch dies lässt Deutungen von Machtverhältnissen zu: Wer bestimmt wem, wie sein Handlungsrahmen aussieht, und daraus abgeleitet, wie er sich zu verhalten, zu leben hat.

Vor diesem Hintergrund sind die folgenden Ausführungen zu Utopien bzw. Idealstadtentwürfen zu verstehen.

Die Begriffe: Utopie, Stadtutopie und Idealstadt

„Eine Weltkarte, in der das Land Utopia nicht verzeichnet ist, verdient keinen Blick.“

Anhand dieses in Zusammenhang mit Utopien oft bemühten, von Oscar Wilde stammenden Zitates lässt sich die hohe Wertschätzung, die Utopien einnahmen, ablesen. Sehr verallgemeinert und verkürzt ausgedrückt, steht die Utopie für das in politischer, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Hinsicht vollkommen zufriedenstellende harmonische Zusammenleben. Die erstmalige Verwendung des Begriffes wird Thomas Morus in seinem 1516 in Löwen veröffentlichten Werk „Utopia“ zugeschrieben. Je nach Lesart kann „Utopia“ sowohl als „nicht Ort“ als auch als „Ort des Wohlbefindens“ verstanden werden. Erst im 18. Jahrhundert etablierte sich „Utopie“ als Gattungsbezeichnung für ähnliche literarische Werke. Parallel dazu verlief eine semantische Ausweitung des Begriffes auf alle fiktiven Länder und Orte, wobei als deren Hauptmerkmal die Vorstellung vom glücklich machenden ‚Schlaraffenland‘ bestimmend ist.⁵

⁵ Vgl. Joachim Ritter/Karlfried Gründer/Gottfried Gabriel (Hg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 11. Basel 2001, Sp. 510.

Dabei wird die Utopie zunächst in eine unbekannte Ferne gerückt. Mit fortschreitender Entmystifizierung sowie Technisierung der Welt ändert sich dies. Die Utopie ist nunmehr keine Raum-, sondern vor dem Hintergrund optimistischen Fortschrittsglaubens eine Zeitfrage. Zwar spielen in Utopien Stadträume als moderne Siedlungsform eine tragende Rolle, doch die Utopie verbleibt nicht bei ihrem Entwurf, sondern geht räumlich gesehen weit darüber hinaus. Die Koppelung „Stadtutopie“ stellt also eine Beschränkung dar, die den Darstellungen nicht gerecht wird.

Für das weitere Verständnis seien zwei andere Merkmale von Utopien herausgestellt: Erstens, dass sie in Umbruchzeiten aufkommen, und zweitens ihre gesellschaftskritische Anlage, aus der heraus ein Gegenentwurf entwickelt wird⁶ – sie polarisieren.

Ein oft synonym zu Stadtutopie verwendeter Begriff ist Idealstadt. Nach platonischem Verständnis bezeichnet ‚idea‘ das, was vom geistigen, nicht vom physischen Auge wahrgenommen wird, also die Vorstellungswelten und -kräfte. In Bezug auf Stadt ist entscheidend, dass eine ideale Form, ein abstraktes Muster gemeint ist.⁷ Es handelt sich um die Vorstellung von einem absoluten Stadtmodell in höchster Perfektion. Bezeichnen die Begriffe jedoch das Gleiche?

Stadtutopien und Idealstadtentwürfen ist gemein, dass sie in Bezug auf konkrete Gesellschaftsformen und in Abhängigkeit davon entworfen werden und für diese vor allem als ein Symbol für die Befreiung von alltäglichen Kümernissen und Sorgen stehen.⁸ Beide liefern Vorschläge und Anleitungen, die je nach zeitgenössischem Wertekanon modifiziert werden, um das Ideal der harmonischen Gesellschaft erreichbar erscheinen zu lassen. Wie bereits erwähnt, entwickelt die Utopie dazu weit über Stadträume, Stadtgestaltung und Stadtgesellschaft hinausgehende Ansätze, sie haben zuerst die politische, gesellschaftliche und soziale Organisation des gemeinschaftlichen Lebens im Blick und geben über bauliche Umsetzungen meist nur fragmentarisch Auskunft, was in Idealstadtentwürfen fokussiert wird. So verstanden, sind diese in erster Linie Baupläne, die das glückliche Leben im wahrsten Sinne des Wortes untermauern sollen.

Auch wenn eine ganz strenge Abgrenzung nicht zu ziehen ist, spricht ein Weiteres dafür, im Folgenden den Begriff Idealstadt dem der Utopie vorzuziehen, denn Ideal-

6 Vgl. Ruth Eaton, *Die ideale Stadt. Von der Antike bis zur Gegenwart*. Berlin 2001, S. 16/17. Ebenso Toya Engel/Julia Henkel/Kathrin Franke, *Newtopia. Stadt der Zukunft*. Hamburg o.J., S. 15.

7 Vgl. Eaton, wie Anm. 6, S. 11.

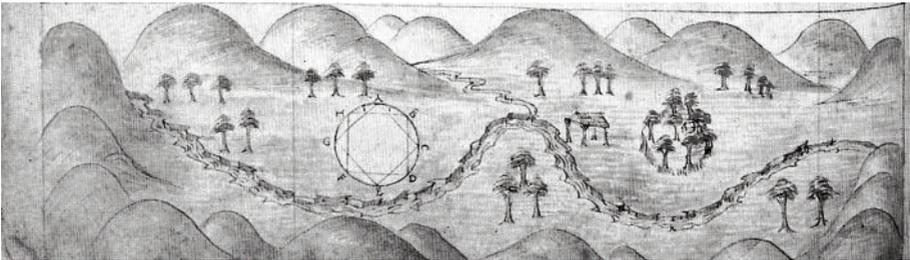
8 Vgl. Jochen Witthinrich, *Stadtutopien und Planstädte: Eine Strukturanalyse*. In: Winfried Nerdinger (Hg.), *Architektur wie sie im Buche steht. Fiktive Bauten und Städte in der Literatur*. München 2006, S. 83-89, hier S. 84. Außerdem Andreas Tönnemann, *Erzählte Idealstädte von Filarete bis Ledoux*. In: Nerdinger (Hg.), wie vor, S. 57-70, hier S. 57.

stadtentwürfe enthalten nicht zwingend Gesellschaftskritik und die daraus resultierende Polarität. Dass sie auch der Bestätigung und Stabilisierung des politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Status quo dienen, belegen die ersten Beispiele.

Überblick zur historischen Entwicklung von Idealstadtentwürfen

Der folgende Überblick ist chronologisch, erhebt aber keinesfalls Anspruch auf Vollständigkeit, da er mit den zwei konträren Beispielen Gartenstadt und Plan Voisin schließt. Mit Idealstadtentwürfen aus dem 15. Jahrhundert zu beginnen, geschieht nicht von ungefähr. Zu den markanten Veränderungen gehörte es, dass die Überlegungen zu Stadt und Stadtgesellschaften nicht im philosophischen Zuständigkeitsbereich verblieben, sondern zunehmend an Stadtplaner übergingen.⁹ Der zu den Handwerkern zählende mittelalterliche Baumeister wurde vom in die akademischen Kreise aufgenommenen Architekten abgelöst. Ebenso trugen die Präzisierung der Mess- und Zeichengeräte sowie die „Entdeckung“ der Perspektive zur Etablierung und Weiterentwicklung des Berufsstandes sowie zur Optimierung der Pläne bei.

Den ersten umfassenden Idealstadtentwurf der Renaissance legte Antonio Averlino, eher unter dem Namen Filarete bekannt, zwischen 1457 und 1464 vor. Der gewählte Stadtname „Sforzinda“ geht auf seinen Schutzherren Francesco Sforza zurück, der das Planungsprogramm maßgeblich beeinflusste.



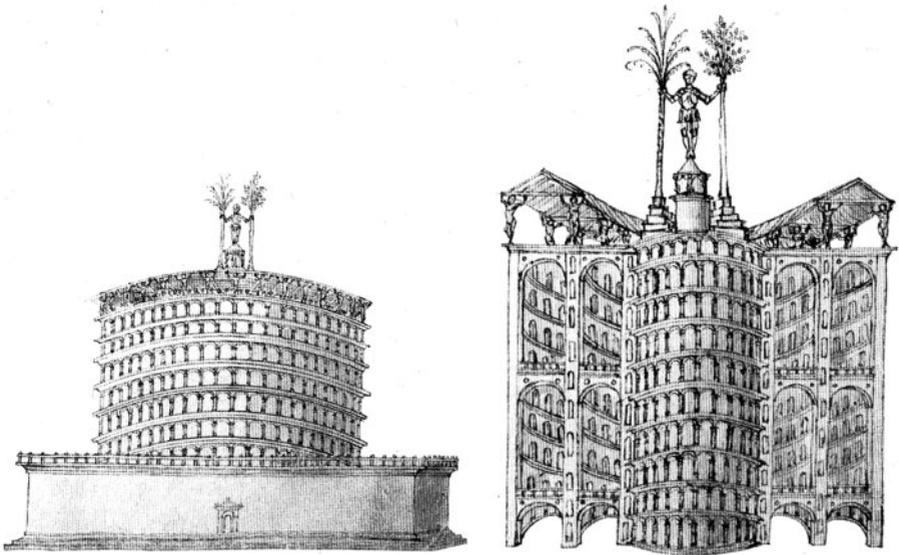
Sforzinda in der Landschaft (Filarete, Trattato di architettura. Florenz, 2. Hälfte 15. Jahrhundert). Aus: Eaton, wie Anm. 6, S. 52.

Der Stadtgrundriss ist in Radialform angelegt, die in diesem Fall auf zwei sich überlagernde Quadrate in einem Kreis zurückgeht. Damit greift der Plan die zunächst am häufigsten eingesetzten geometrischen Grundformen auf: den Kreis und das Quadrat. Im Gegensatz zu der organisch gewachsenen, labyrinthartigen europäischen mittelalterlichen Stadt soll die Strenge der Geometrie Ordnung in das städtische Chaos

⁹ Vgl. Ingrid Krau, Utopie und Ideal – In Stadtutopie und Idealstadt. In: Nerdinger (Hg.), wie Anm. 8, S. 75-83, hier S. 75.

bringen. Die göttliche Ordnung des Makrokosmos – nach zeitgenössischen Vorstellungen in mathematischen Formeln abbildbar – spiegelte sich so im Mikrokosmos der Stadt wider.

Weitere Planungsausführungen Filaretos lassen erkennen, dass sechzehn strahlenförmig auf ein Zentrum zulaufende Straßen vorgesehen waren. Für die ursprüngliche Gestaltung des Zentrums war ein Turm geplant, der allerdings, den Machtverhältnissen und Ambitionen des Schutzherren nicht entsprechend, drei zentralen Plätzen weichen musste. Die dafür anvisierten Bauten sollten die religiöse, die weltliche und die wirtschaftliche Macht repräsentieren.¹⁰



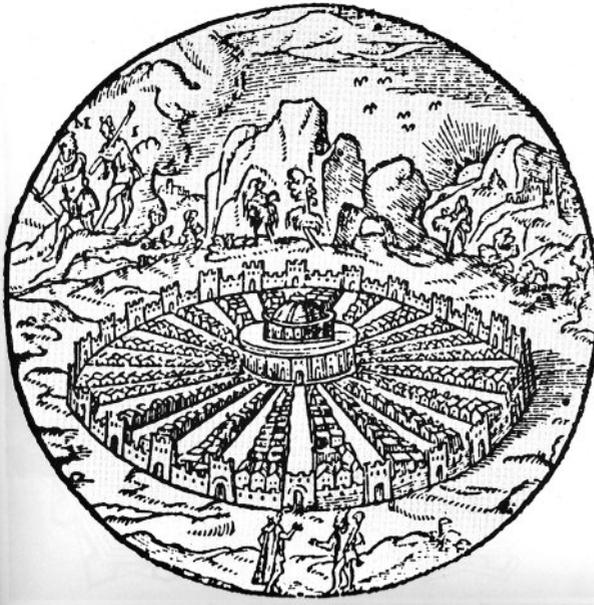
*Haus des Lasters und der Tugend in Sforzinda. Die Gebäudegestaltung weist i. d. R. eindeutige Merkmale in Form von Symbolen, Statuen etc. auf, die ihren Zweck visualisieren. Im 18. Jahrhundert kommt diese „architecture parlante“ insbesondere zum Tragen (Filarete, *Trattato di architettura*. Florenz, 2. Hälfte 15. Jahrhundert). Aus: Eaton, wie Anm. 6, S. 53.*

Der Stadtgrundriss sowie der Gebäudeplan weisen auf eine Grundannahme hin, die bis heute Bestand hat und von der bereits alle Idealstadtentwürfe ausgehen: Nämlich, dass die ideale bauliche Gestaltung mit dem Verhalten der Bewohner korrespondiert. Es besteht eine andauernde wechselseitige Beeinflussung, in Bezug auf die Beispiele in dem Sinn, dass ideale Baulichkeiten – weil ihre Bezeichnung und Anlage

¹⁰ Zur Planbeschreibung Filaretos vgl. Eaton, wie Anm. 6, S. 53.

keine Missverständnisse über die oft monofunktional gedachte Nutzung aufkommen lassen wollen und sie damit einen begrenzten Handlungsspielraum vorgeben – das jeweils zeitgenössisch als idealtypisch angesehene Verhaltensmuster unterstützen, wenn nicht gar erzwingen sollen. Dies zusätzlich belegend sei der 1485 veröffentlichte Traktat „De re aedificatoria“ (= Zehn Bücher über die Baukunst) von Leon Battista Alberti angeführt, in dem es heißt: „[Die Stadt] müsse so beschaffen sein, dass sie nur verschlechtert werden kann und dass hier die Einwohner ein friedliches, möglichst sorgenloses und von Beunruhigung freies Leben führen.“¹¹

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Idealstadtentwürfe des 15. Jahrhunderts vor allem die göttliche Allmacht und die weltlichen Herrschaftsverhältnisse



Vogelperspektive auf eine radial-konzentrische Idealstadt. Dieser Entwurf aus dem Jahr 1578 zeigt deutlich die unausgereifte Infrastruktur. Die 24 radial angelegten Straßen sind je durch ein eigenes Stadttor zu betreten, um in andere Straßen zu gelangen, muss man zwangsläufig in das Zentrum oder wieder zum Ausgangspunkt zurück (Francesco Doni Anton, Les mondes célestes, terrestres et infernaux. Lyon 1578). Aus: Eaton, wie Anm. 6, S. 69.

abbilden. Einerseits sind sie Symbol dafür und andererseits Huldigung. Ihre Realisierbarkeit stand nicht im Vordergrund. Entsprechend konnten in den Plänen städtische Infrastrukturen vernachlässigt werden.

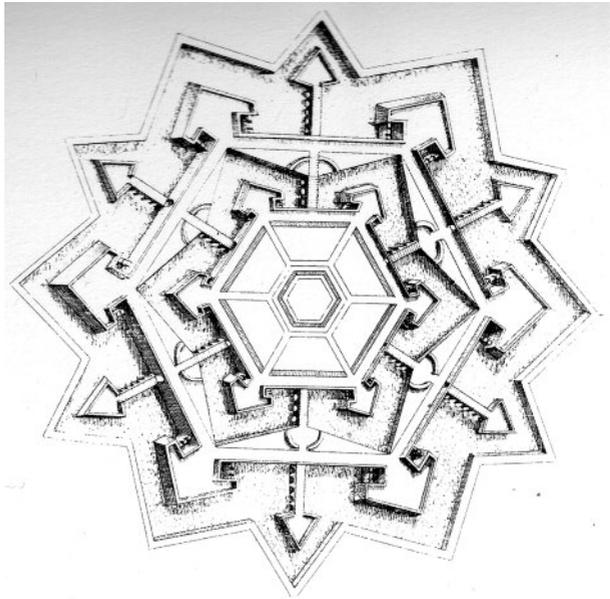
Im Verlauf des 16. Jahrhunderts bestimmten zunehmend militärisch ausgerichtete Überlegungen die Stadtplanung. Zurückzuführen ist dies auf die politischen Instabilitäten innerhalb Europas einhergehend mit der Entwicklung neuer Waffentechniken, denen die herkömmlichen Befestigungen nicht mehr standhielten.

Ob oktogonal oder radial angelegt, in der idealen Militärstadt spielten die

¹¹ Zit. nach Krau, wie Anm. 9, S. 76f.

Bedürfnisse der zivilen Bevölkerung und die Verbesserung ihrer Lebensumstände, wenn überhaupt nur eine marginale Rolle. Zentral ist die militärische und politische Machtdemonstration.¹²

Ein mit den kreisförmigen Stadtgrundrissen und den strahlenförmigen, sich auf ein Zentrum hin verengenden Straßen verbundener Aspekt war die Überwachung. Denn wer sich im Stadtzentrum befand, konnte alles – so zumindest der Wunsch – was in der Stadt vor sich ging, beobachten¹³ und gegebenenfalls zu Restriktionen greifen. Überwachen und Stra-



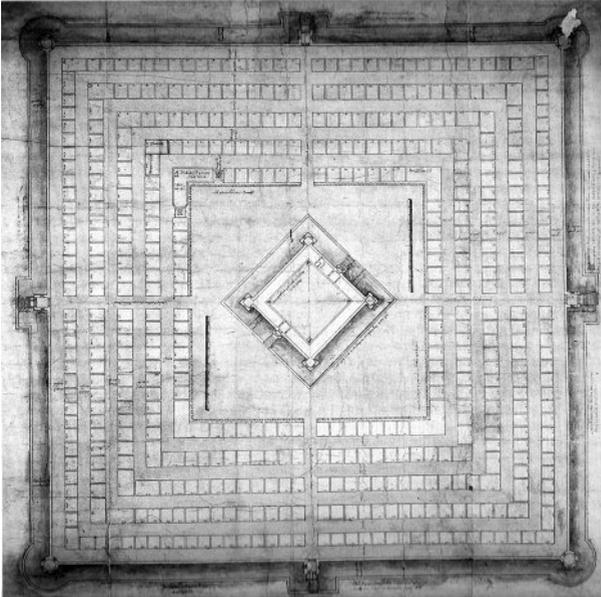
Anlage einer idealen Festungsstadt (Robert Fludd, Utriusque cosmi, majoris scilicet et minoris, metaphysica, physica atque technica historia. Brüssel 1617). Aus: Eaton, wie Anm. 6, S. 63.

fen sind zentrale Elemente der Idealstadt. In geordneter, baulicher Monotonie hatten sich die Bewohner dem Ziel der Harmonie unterzuordnen, das durch abweichendes Verhalten nicht zu erreichen bzw. gefährdet war. Individualität war zugunsten des Kollektivs unerwünscht. Gerade hieran entzündete sich Kritik, die am Ende des 19. und am Anfang des 20. Jahrhunderts immer lauter wurde und diese Kehrseite von Idealstädten in düsteren Stadtvisionen thematisierte.

Ein anderes Beispiel aus dem 16. Jahrhundert ist ein realisierter Idealstadtplan: das vom herzoglich-württembergischen Baumeister Heinrich Schickhardt 1599 für protestantische Flüchtlinge geplante Freudenstadt. In diesem Entwurf kommt ein neues, für Idealstädte zunehmend favorisiertes Muster zum Tragen – das Raster. Im Unterschied zu den kaum modernisier- und erweiterbaren kreisförmigen Stadtgrundrissen

¹² Vgl. Elisabeth Lichtenberger, Die Stadt. Von der Polis zur Metropolis. Darmstadt 2002, S. 31 und Eaton, wie Anm. 6, S. 56f.

¹³ Vgl. Eaton, wie Anm. 6, S. 70.



Plan von Freudenstadt (Heinrich Schickhard, Plan von Freudenstadt. Stuttgart 1604). Aus: Eaton, wie Anm. 6, S. 64.

lässt das Raster beliebige Ergänzungen zu, ohne den ursprünglichen Grundriss aufzulösen. Allerdings – so der für die Planung Washingtons angefragte Architekt Pierre-Charles L’Enfant – wirken „[s]olche regelmäßigen Pläne, so ansprechend sie auf dem Papier erscheinen oder so verlockend sie beim ersten Anblick auf die Augen mancher Menschen wirken mögen, [...] selbst an der ihnen zuträglichsten Stelle zuletzt ermüdend und einfältig [...]“¹⁴ Beide Grundrissformen leisten trotz oder gerade wegen der

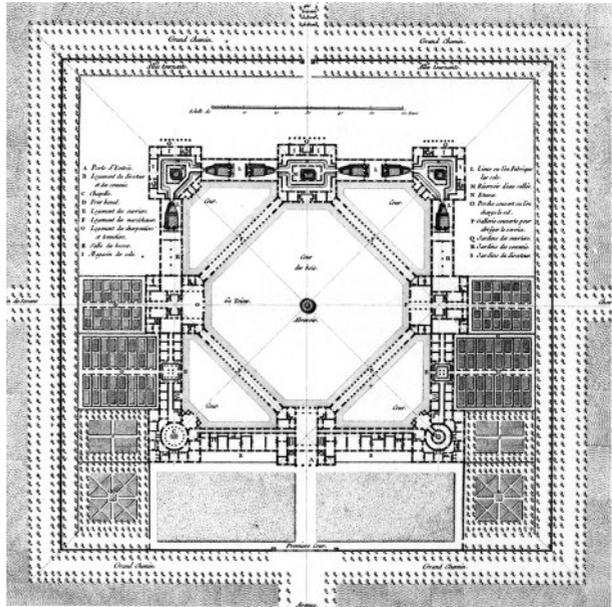
strikten, geometrischen Ordnung Stagnation und Monotonie Vorschub.

Die insbesondere durch die Entdeckungsreisen immer rasanter verlaufende Entwicklung der Naturwissenschaften im 16. und 17. Jahrhundert trug entscheidend zur Auflösung des zentralistischen Weltbildes und zur Entmystifizierung der Welt bei. Entdecker- und Forscherdrang ließen den Glauben aufkommen, dass bisher Unerklärtes mittels Wissenschaft und Vernunft im Sinne der Menschheit zu lösen sei. Damit verband sich das Verständnis, dass keine besondere gesellschaftliche Organisation der Schlüssel zum besseren Leben sei, sondern Bildung und wissenschaftliche Erkenntnis. Denn – so die Vorstellung – Hand in Hand gehender technischer und moralischer Fortschritt führe zur Vervollkommnung des Menschen. Insbesondere vor dem Hintergrund der immer weiter entwickelten Technik verlagerte sich das Interesse an den Idealstadteutwürfen nunmehr auf ihre Umsetzbarkeit.

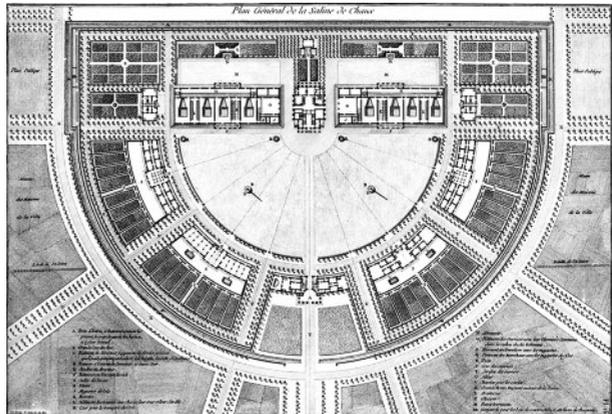
¹⁴ Undatierte Mitteilung von L’Enfant mit dem Titel: „Anmerkung betreffs des am östlichen Nebenfluss des Potomac gelegenen Landes, das parallel zu verschiedenen Positionen verlaufen soll, die innerhalb der Grenzen zwischen dem Seitenfluss und Georgetown als Sitz der Bundeshauptstadt vorgeschlagen wurden“, zit. nach Eaton, wie Anm. 6, S. 90.

Der erste Entwurf der Saline von Chaux, Anfang der 1770er Jahre vorgelegt, zeigt, dass der verantwortliche Architekt Claude-Nicolas Ledoux eine geschlossene Stadtanlage vorsah. Die Verbindung der Gebäude ließ jedoch bei einem Brand verheerende Folgen befürchten, so dass der Plan abgelehnt wurde.

Zur Ausführung in den Jahren von 1775 bis 1778 kam die Anlage auf halb-elliptischem Grundriss. Ledoux führte auch hier verschiedene funktionale Gliederungen ein, die bereits den Aspekt der Arbeitsteilung einschlossen. Obwohl es sich bei der Saline von Chaux um das Hauptwerk der frühen Industriearchitektur handelte, so stand bei Ledoux, um die Freude am Leben und an der Arbeit zu betonen, noch die Gemeinschaft an erster Stelle. Und auch wenn er auf Versöhnung anstelle von Bestrafung setzte, war der Überwachungsaspekt auch hier zentral. Sowohl vom Direktionsgebäude als auch



Erster Entwurf der Saline von Chaux (Claude-Nicolas Ledoux, *L'Architecture considérée sous le rapport de l'art, des mœurs et de la législation*. Paris 1804). Aus: Eaton, wie Anm. 6, S. 110.



Saline von Chaux (Claude-Nicolas Ledoux, *L'Architecture considérée sous le rapport de l'art, des mœurs et de la législation*. Paris 1804). Aus: Eaton, wie Anm. 6, S. 111.

vom Portal der Anlage aus, in dem Wachräume vorhanden waren, ließ sich die gesamte Saline überblicken. Auffallend ist, dass Ledoux in seinem Plan die Gestaltung einer umrahmenden idealen Natur- und Gartenlandschaft berücksichtigte.

Die Saline von Chaux, gebaut in der Frühphase der Industrialisierung, war nicht auf ein göttliches oder weltliches Zentrum hin ausgerichtet, sondern auf ein wirtschaftliches – die Fabrik, die zunehmend den Lebens- und Arbeitsrhythmus vorgab.

Ab Mitte des 19. Jahrhunderts beschleunigten sich die Industrialisierung und die damit einhergehenden massiven Strukturwandlungen. Sie führten dazu,

„daß seit dem letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts die Stadt in vielfältiger Weise zu einem Gegenstand wissenschaftlicher Reflexion wie pseudowissenschaftlicher Kritik und zu einem Angelpunkt verschiedenartiger ideologischer Konstruktionen wurde. Die fortschreitende, immer mehr Lebensbereiche umfassende Urbanisierung gearb zugleich den Anti-Urbanismus, dem massenhaften Zuzug in die Städte folgten eine wachsende Zivilisationskritik, Großstadtfeindlichkeit und Stadtfluchtbewegung.“¹⁵

Die schnell und daher unstrukturiert gewachsenen Großstädte wurden für die breite Masse der Zugezogenen, das Arbeiterproletariat, zu einem die Seele und den Körper krank machenden Ort. So die sozialreformerische Meinung des ausgehenden 19. Jahrhunderts, die sich mit den Worten des am Anfang des 20. Jahrhunderts in Berlin tätigen Fotografen und Künstlers Heinrich Zille prägnant wieder geben lässt: „Man kann einen Menschen auch mit der Wohnung totschiagen.“¹⁶ Die Großstadt wurde aus dieser Perspektive als alles verschlingender Moloch verstanden, der sich einer ordnenden Kontrolle entzog. Diese Großstadtkritik führte zu einer Überbetonung des ländlichen Lebens, das man als der Natur des Menschen näher liegend propagierte. Entsprechend wurde mit Idealstadtentwürfen an der Einebnung des aufgekomenen Stadt-Land-Gegensatzes gearbeitet.

Die in diesem Zusammenhang zentrale Idee kam aus England. Ebenezer Howard, Gerichts- und Parlamentsstenograph, formulierte sie in seinem 1898 veröffentlichten Werk „Tomorrow. A peaceful Path to real Reform“. Die zweite, 1902 herausgegebene Auflage trug den Titel „Garden-Cities of Tomorrow“. Howards Idee: Die Gartenstadt sollte das Großstadtleben weder negieren noch zurücknehmen, sondern die Vorteile großstädtischen und ländlichen Lebens vereinen. Ein Schritt zur Überschaubarkeit war die Festlegung der Einwohnerzahl auf höchstens 32.000. Nach Howard sollte sich eine

¹⁵ Jürgen Reulecke, Geschichte der Urbanisierung in Deutschland. Frankfurt am Main 1985, S. 139.

¹⁶ Zit. nach Renko Buß, „Ein schönes Heim in Sonne und Licht.“ Gartenstädte in Schleswig-Holstein am Beispiel Kiel-Elmschenhagen (= Geschichte & Kultur, Nr. 4). Neumünster 1997, S. 5.

Gartenstadt auf vier Grundsätze beziehen: „freie Assoziation und Selbstbestimmung der Bewohner, ‚Liebe für die Gesellschaft‘, Lie- be zur Natur, Gemeinschafts- eigentum an Grund und Boden.“¹⁷

Die von Grün umringte, kreisförmige Gartenstadt sollte sowohl radial als auch konzentrisch angelegte Straßen haben, die die Stadt gliederten. Allerdings war mit der Gliederung nicht die strikte funktionale Aufteilung bezweckt, die bei Ledoux anklang und mit fortschreitender Industrialisierung forciert wurde. Gerade dieser sollte entgegen gewirkt werden, indem die Entfernung von Wohn- und Arbeitsplatz zu Versorgungs- und öffentlichen Einrichtungen sowie Erholungsgebieten mit 300 Metern für jeden Einwohner angelegt war.

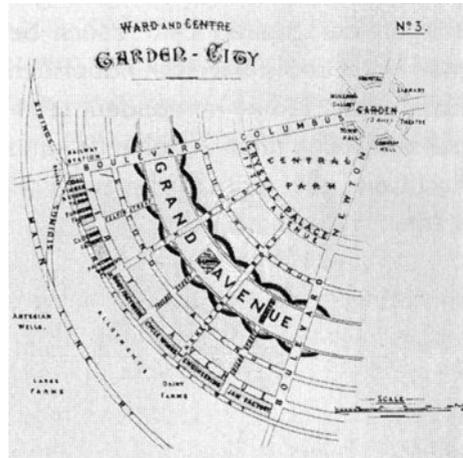


Schaubild der Gartenstadtidee von Howard.
Aus: Robert Beevers, *The Garden City Utopia. A Critical Biography of Ebenezer Howard*. London 1988, S. 51.

Der ideale Entwurf der Gartenstadt ist im Vergleich zu den zuvor vorgestellten, zum Teil sehr spezifischen Plänen aufgrund seiner Verbreitung und Umsetzung einer der erfolgreichsten und tragfähigsten, der über die beiden Weltkriege des 20. Jahrhunderts hinaus- gehend verfolgt wurde.

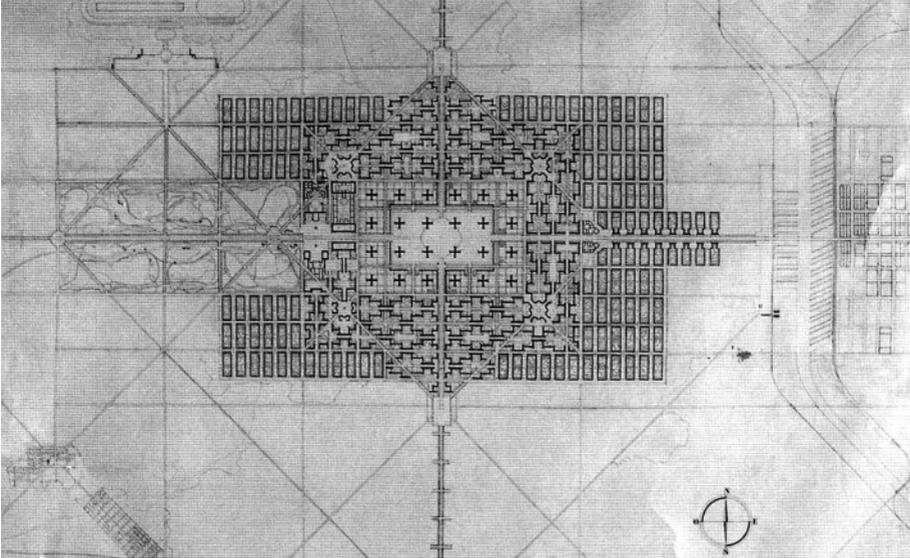
Die in den ersten beiden Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts noch hitzig geführten Debatten um Großstadtbefürwortung und Großstadtkritik brachten jedoch weitaus mehr Idealstadtentwürfe hervor, die sich weniger mit der Angleichung von Stadt und Land befassten, sondern die Stadt fokussierten. Es ist also nicht ganz so einfach, aus der Vielzahl ein Beispiel auszuwählen. Die Wahl ist auf Le Corbusier gefallen, da sein Entwurf konträr zu dem der Gartenstadt ist. Mit seinen 1925 formulierten „Leitsätzen zum Städtebau“ stellte Le Corbusier vor allem mechanistische und kaum am Menschen orientierte Grundsätze auf. Er betrachtete die Stadt als

„[...] ein Arbeitswerkzeug. [...] Sie ist die Beschlagnahme der Natur durch den Menschen. [...] Die Geometrie ist das Mittel, das wir uns selbst geschaffen haben, um die Umwelt zu erfassen und um uns auszudrücken. [...] Die Maschine geht hervor aus der Geometrie. [...] Die Maschine schenkt unseren Träumen ihre Kühnheit:

¹⁷ Buß, wie Anm. 16, S. 4.

*sie können verwirklicht werden. [...] Die Stadt der Geschwindigkeit ist die Stadt des Erfolgs.*¹⁸

Sein Programm präsentierte er in dem drei Jahre zuvor vorgelegten Idealstadtentwurf „Paris: Eine zeitgenössische Stadt für 3 Millionen Einwohner“.



Paris: eine zeitgenössische Stadt für drei Millionen Einwohner, Gesamtansicht, 1922. Aus: Eaton, wie Anm. 6, S. 200.

Im Zentrum des Grundrisses treffen zwei Achsen aufeinander, die das Herz der Stadt bilden: Dort ist der mehrgeschossige Verkehrsknotenpunkt. Die unterste Ebene nimmt ein alle Linien verbindender U-Bahnhof ein, auf der nächsten Ebene finden sich die Eisenbahnen, während das Gebäudedach Flugplatz ist. Geradezu visionär nimmt Le Corbusier mit dem logistischen Mobilitätszentrum die heutige globale Vernetzung vorweg. Um dieses Zentrum gruppieren sich vierundzwanzig Stockwerke hohe Wolkenkratzer, die Arbeitsstätte von 500.000 bis 800.000 Menschen sein sollen. „Aus ihren Büros“, so Le Corbusier, „kommen die Befehle, die für die Ordnung der Welt sorgen. Tatsächlich sind die Wolkenkratzer das Gehirn der Stadt, das Gehirn des gesamten Landes.“¹⁹

¹⁸ Le Corbusier, Leitsätze des Städtebaus. In: Ulrich Conrads (Hg.), Programme und Manifeste zur Architektur des 20. Jahrhunderts. Frankfurt/Wien 1964, S. 84ff.

¹⁹ Le Corbusier, Urbanisme. Paris 1925, zit. nach Eaton, wie Anm. 6, S. 200.

Überraschend ist es daher nicht, dass das Zentrum der Elite vorbehalten war. Immerhin sah Le Corbusier aber in den zugeordneten Satellitenstädten Gartenwohnungen für die Arbeiter mit einer eigenständigen Infrastruktur vor. In dieser Idealstadt kam die zentralistisch organisierte, bürokratische Überwachung als Garant für Ordnung, vereint mit einer alles ermöglichenden Technik, zum Ausdruck. Die mit den wiederholten Überarbeitungen steigende Radikalität der Entwürfe hatte wenig mit sozialer Harmonie gemein, sie erinnerte eher an Dystopien. Dass keiner der von Le Corbusier vorgeschlagenen Idealstadtentwürfe in Gänze realisiert wurde, scheint dem Recht zu geben.

Traum bleibt Traum

Der Traum von der Idealstadt ist nach wie vor lebendig, wie der 2006 veröffentlichte Idealstadtentwurf „Anthropolis. Stadt für die Menschen“ von Klaus Jahn oder auch der von der HafenCity Universität Hamburg zwei Jahre später an angehende Stadtplaner gerichtete Wettbewerb „Newtopia. Stadt der Zukunft“ belegen. Die Veröffentlichungen tragen übrigens den Streit der Stadtforschung in sich: Einerseits wird reklamiert, einen holistischen Ansatz zu verfolgen, andererseits scheint es unmöglich, eine Stadt in all ihren Facetten zu erfassen, was die Mehrzahl der vorgelegten Studien zur Stadtforschung zeigt, die sich einzelnen städtischen Phänomenen widmen. Nichtsdestotrotz stellt Jahn einen Gesamtentwurf vor, während die zukünftigen Stadtplaner Aspektutopien präferieren.

Deutlich wird an den angesichts des Themas sehr kurzen Ausführungen, dass bis Mitte des 19. Jahrhunderts die Entwicklung der Idealstadtentwürfe relativ linear verlief. Weitaus differenziertere und konträre Idealstadtentwürfe entstanden vor dem Hintergrund der Industrialisierung und der dadurch zunehmenden Komplexität von Städten. Hier lassen sich reiche Forschungsfelder anknüpfen: eine detaillierte Bildanalyse der architektonischen Entwürfe beispielsweise, die nähere Aufschlüsse über die Entwicklungen von Stadtgestalten erlaubt; daraus abgeleitet, die Fokussierung einzelner Gebäudetypen – man denke an Le Corbusiers Vorstellungen zu Wolkenkratzern; auch die für die Häuser angedachte bzw. auch an ihnen angebrachte reiche Symbolsprache. Die literarischen Utopien liefern dazu ausführliche, bis ins Kleinste gehende Beschreibungen von Straßen, Plätzen, Gebäuden sowie ihren wohltuenden Einflüssen auf die Stadtbewohner, und sie geben Aufschluss über die Einbindung der jeweils zeitgenössischen technischen Möglichkeiten und darüber hinausgehende Visionen. Gerade die in der jüngsten Vergangenheit geforderte Berücksichtigung von Stadtmentalitäten müsste den utopischen Vorstellungen Rechnung tragen, um eine mentalitätsgeschichtliche Lücke der Stadtforschung zu schließen.

Der Wert der Dinge – Fragen nach den Perspektiven volkskundlicher Sachkulturforschung und Sammlungen

Doris Tillmann

Die materiellen Hinterlassenschaften des historischen Alltagslebens gehörten lange Zeit zu den wichtigsten Forschungsgegenständen der Volkskunde. Die Sammlungen solcher Objekte, meist angelegt im 19. Jahrhundert, standen neben Liedgut- oder Märchensammlungen und sollten zusammen ein vorindustrielles Volksleben heraufbeschwören, das der modernen urbanen Welt als idealisierter Gegenpol diene. In Kulturlandschaften gegliedert, definierte man über Trachten, Mobiliar oder Hausformen später einen vermeintlichen Nationalcharakter; die Objekte der Volkskultur, die man zusammengetragen hatte, ließen sich vielfach politisch instrumentalisieren bis hin zur Einbindung in völkische Ideologien.

Die Volkskunde hat aus ihrer eigenen Geschichte gelernt und inzwischen quellenkritische Ansätze gefunden, die die zeitgenössischen Sammlungskontexte hinterfragen, um den sozial- und kulturgeschichtlichen Aussagewert der Dinge in ihrer jeweiligen Epoche, in gesellschaftlicher Schicht und lokaler Verortung zu bestimmen. Auch der umstrittene Oberbegriff der Volkskunst, unter dem viele Sammlungen angelegt wurden, ist heute kein wissenschaftlich brauchbarer Terminus mehr.

Wenn wir aus diesem kritischen Blickwinkel heute auf die frühen Sammlungsbestände in Museen und Universitäten schauen, so scheint ihr Aussagewert dennoch eher begrenzt, zumal allorts Ähnliches zu finden ist: Die gesammelte sogenannte Volkskunst stammt zumeist aus der bäuerlichen Oberschicht und zeugt mit ihren Formen und Materialien vom Repräsentationswillen dieser Menschen auf dem Land und deren Möglichkeiten, die eigene Identität durch Kleidung und Wohnaccessoires auszudrücken. Sie könnten zudem Abgrenzungen und Einflüsse städtischer Moden aufzeigen oder Auseinandersetzungen mit externen und internen Veränderungen in eben dieser Schicht und innerhalb der Region, aus der die Dinge stammen. Doch oft sind die Objektdokumentationen mangelhaft, denn als man die Gegenstände ins Museum holte, da waren sie ja bereits auf ihren Aussagewert festgelegt. Nur selten hatte man nüchterne Fakten nach ihrer Herstellung, Nutzung oder Wertschätzung abgefragt, sondern sie eher mit verklärtem Blick idealisiert. Viele Fragen zu den Sammlungsbeständen bleiben bis heute offen, z. B. nach den Kanälen des kulturellen Austausches zwischen Stadt und Land, zwischen Regionen und gesellschaftlichen Schichten. Daher ist heute viel Forschungsarbeit notwendig, um weitere Aussagen und Informationen aus den Dingen selbst oder mit Hilfe anderer Quellengattungen zu ermitteln. Auch in den Ausstellungen

der Museen gelten die althergebrachten Sammlungen der Volkskunst – soweit sie nicht schon längst in die hintersten Ecken der Depots verstaubt worden sind - als langweilig und verstaubt, weil sie uns keine aktuellen Fragen mehr zu beantworten scheinen.

Wie schnell Sammlungen uninteressant werden und ehemals wichtige Fragestellungen uns nicht mehr weiterhelfen, zeigen auch die jüngeren Bestände, die, nicht zuletzt aus der kritischen Haltung gegenüber den musealen Altbeständen, in den 1970er Jahren gesammelt wurden, etwa Dinge des Alltags der unteren Bevölkerungsschichten. So findet sich in etlichen Stadtmuseen die obligatorische Arbeiterküche, inszeniert aus verschiedenen ebenfalls oft wenig dokumentierten Versatzstücken, die uns heute wie eine allzu bekannte sozialromantische Dekoration anmutet und uns längst nicht mehr neugierig macht auf das Leben der Menschen in diesem Milieu. Auch dieses Thema und die zugehörigen Fragestellungen sind abgegriffen und so scheint zugleich der wissenschaftliche Wert der Objekte zu sinken.

Oder die Gerätesammlung der bäuerlichen Arbeitswelt, die mit Bedacht nicht in erster Linie nach dem sozialen Umfeld fragt, sondern nach typologischen Gliederungen sucht und den Wandel von Technik und Funktionalität verdeutlichen sowie vorindustrielles Wissen konservieren will – auch sie scheint überholt, die Frage etwa nach den verschiedenen Anbindevorrichtungen für Kühe oder Ochsen interessiert nicht mehr.

Hier kommt jedoch ein weiteres Sammelmotiv ins Spiel: Das Sammeln um des Erhaltens willen wird in der aufkommenden Wegwerfgesellschaft zu einem wichtigen Motiv, denn vielerorts entledigte man sich nicht nur auf dem Land der Zeugnisse vorindustrieller Zeit, um die Dinge durch moderne Gegenstände zu ersetzen. Dies galt nicht nur für Gerätschaften, sondern auch für Mobiliar, und die Museen fühlten sich aufgefordert zu retten, was zu retten war. Nachdem mehr und mehr Altgedientes entsorgt worden war, kehrte sich der Trend um, und man begann „Omas Möbel“ als Antiquitäten zu schätzen: Die sammelnden Museen bekamen Konkurrenz von Trödlern und Antikhändlern, und viele historische Stücke wanderten wieder als dekorative Wohnaccessoires mit nostalgischem Flair in die Haushalte zurück.

Und während sich die Volkskundler im Zuge ihrer Diskussionen um die Geschichte und die Inhalte ihres Faches immer mehr von der Sachkultur abwendeten und damit einen ihrer wichtigsten Forschungsgegenstände vernachlässigten, traten Historiker auf den Plan, die sich der musealen Objekte als Zeugnisse der Sozial- und Alltagsgeschichte annahmen. Leider fehlte dabei allzu oft ein fundierter methodischer Zugang zu den Sachquellen oder gar ganzen Sammlungsbeständen, weswegen sie in den entsprechenden Themen-Ausstellungen nicht selten nur illustrativen Charakter hatten – auch in diesem Zusammenhang sei die Inszenierung der Arbeiterküche genannt.

Blieb das museale Sammeln noch lange Zeit auf die Epochen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts beschränkt, entdeckte man seit den 1980er Jahren immer mehr auch die skurrilen Alltagsdinge der Nachkriegszeit und des Wirtschaftswunders. Und auch hier haben wir es oft mit musealen Standardisierungen ohne dezidierte Quellenanalysen zu tun – Nierentische und Tütenlampen, Petticoat oder Motorroller sollten den bundesdeutschen Alltag der 1950er Jahre charakterisieren, bedienten aber vielfach vor allem die beim Publikum beliebten Klischees. So sind die neuen Konsumgüter in allen volkskundlichen Sammlungen der Republik zu finden – und leider fehlt es auch hier oft noch an der Dokumentation notwendiger Informationen sowie vor allem an den notwendigen Differenzierungen im Sammelgut ebenso wie in den thematischen Fragestellungen und Forschungen.

Denn auch die Erkenntnis, dass wissenschaftliches Sammeln mit einer ebenso wissenschaftlichen Dokumentation einhergehen sollte, setzte sich flächendeckend erst in den 1980er Jahren durch – selbst wenn es schon zu den Altbeständen in der Regel Karteikarten gab, durch die das Museumsgut katalogisiert wurde. Heute befassen wir uns dezidiert mit der Inventarisierung der Sammlungen: Wir systematisieren, legen Thesauri an, um die Bestände analog oder digital zu verwalten und schicken sie in Datenbanken, die es ermöglichen, unsere Sammlungen länderübergreifend zusammenzufassen, Bestände zu ordnen und zu interpretieren. Kaum jemals gab es so umfassende Möglichkeiten, Sammlungsbestände zu erforschen, sie neuen Fragestellungen zu unterwerfen und ihren kulturellen Wert in Vergangenheit und Gegenwart zu ermitteln. Und dennoch, die Sachkulturforschung und das museale Sammeln stecken in einer Krise, die nicht allein von den stets als Begründung bemühten finanziellen Engpässen herrührt, sondern von einer starken Verunsicherung gegenüber den vielfältigen und sich immer schneller wandelnden dinglichen Hinterlassenschaften unseres modernen Alltags.

Was sollen wir aus der immensen Flut der materiellen Güter heute überhaupt sammeln, und welchen Fragestellungen widmet sich die Sachkulturforschung zukünftig? Haben unsere Sammlungskonzepte Bestand, wie sind sie weiterzuentwickeln? Wo geben uns Sachgüter Auskünfte und kulturelle Aufschlüsse, die andere Quellengattungen nicht bieten können? Welches sind also die „Alleinstellungsmerkmale“ der Sachkultur, die ihren Wert als einzigartige Quelle ausmachen?

Diese Fragen sollten im Zentrum einer wissenschaftlichen Diskussion innerhalb unseres Faches, der Volkskunde, stehen, die sich allzu lange nur wenig um die Sachkulturforschung gekümmert hat. Kaum eine Magisterarbeit oder Dissertation befasst sich heute noch mit dinglichen Quellen, kaum eine Universität verfügt noch über ei-

gene volkskundliche Sammlungen. Positiv ist anzumerken, dass der Wissenschaftsrat am 28. Januar 2011 in Berlin ein Statement verabschiedet hat, das den Wert von „Sammlungen als Forschungsinfrastrukturen“ definiert. Und es ist ebenso erfreulich, dass zum Studium unseres Faches inzwischen obligatorisch ein Modul zur Sachkulturforschung gehört.

Doch die jungen Wissenschaftler oder Studierenden finden heute kaum mehr einen Zugang zur materiellen Kultur, sie erkennen nicht die haptischen Eigenschaften verschiedener Materialien, sie können Formen und Funktionen nicht beschreiben, denn ihnen fehlt es an persönlicher Erfahrung im Umgang mit Dingen und an einfachsten handwerklichen Fähigkeiten, die ihnen Zugang zu Material und Technik bieten. Mit zunehmender Virtualität wird die dingliche Welt unseres Alltags immer ärmer und die Objekte werden bedeutungsloser. Schon allein deshalb könnte man meinen, das Kulturgut erhaltende Sammeln ist unabdingbar – aber ist das nicht ein eher nostalgischer Ansatz?

Wie groß ist heute eigentlich das gesellschaftliche Interesse an Sachkultur? Wie sind die Perspektiven für die Sachkulturforschung in einer zunehmend virtuellen und von zentralen Versorgungsstrukturen abhängigen Welt, in der zwar die Masse an Konsumgütern ständig wächst, jedoch die Aussagefähigkeit und damit der Quellenwert eines einzelnen Objektes immer unklarer wird. Hier eine schlüssige Antwort zu finden oder eine klare Richtschnur dafür, was heute für die Zukunft gesammelt werden muss, das wird nicht gelingen. Vermutlich bleibt im besten Falle ein Herantasten an potentielle Sammlungsobjekte, die sich als Dokumente des sich rasant entwickelnden digitalen Zeitalters eignen.

Doch hier erscheint schon das nächste Problem: Die Sachkultur der digitalisierten Alltagswelt umfasst lediglich die schnöde Hardware, also Prozessoren oder Monitore, die allenfalls noch bis Ende des 20. Jahrhunderts kulturgeschichtlich interessante Entwicklungen aufweisen – etwa vom Großrechner zum PC. Doch ab einem bestimmten Zeitpunkt sind es nur noch die kreative Software der virtuellen Medien sowie ihre gespeicherten Daten, an denen sich der kulturelle Wandel des Alltags oder die globalen gesellschaftlichen Prozesse ablesen lassen. Hier entsteht eine neue digitale Quellengattung, die zu sammeln, zu systematisieren und zu konservieren die Volkskunde und die Museen sowie Archive dann vor ganz neue Aufgaben stellt.

Berichte und Mitteilungen

PROBSTEI – Ländliche Lebenswelt im Blick des Kieler Bürgertums

Karen Heide

Mit einer vier Monate laufenden Sonderausstellung, die sich mit der Idyllisierung und Musealisierung der Probstei befasst, wurde im Februar 2011 das Ausstellungshaus „Warleberger Hof“ des Kieler Stadtmuseums nach fast zweijähriger Bausanierung wiedereröffnet. Im Rahmen eines Werkvertrags konnte ich das Gesamtkonzept für die Ausstellung erstellen und den Bereich „Sachkultur“ kuratieren. Die Kunsthistorikerin Telse Wolf-Timm betreute ergänzend den Themenbereich „bildende Kunst“. Von der Museumsdirektorin Doris Tillmann wurde das Begleitbuch mit dem verkürzten Titel: „Probstei – Ländliche Lebenswelt im Blick“ gestaltet und herausgegeben, das neben den Texten der Kuratorinnen eine große Zahl von Illustrationen bietet.

Auftrag und Idee

Von der Auftraggeberin gewünscht war die Bearbeitung und Präsentation eines volkskundlichen Themas mit einem aktuellen Blick auf den zur Zeit in den Ausstellungstätigkeiten wenig beachteten Grundstock vieler kulturhistorischer Museen: die bäuerliche Sachkultur. Dabei sollte ausdrücklich auch die ästhetische Qualität der Objekte zur Geltung gebracht werden.

Der Bezug zu Kiel sollte hergestellt werden mit der sozialhistorischen Perspektive auf die Stadt-Land-Beziehungen, insbesondere die Entwicklungen bürgerlicher Idealvorstellungen vom Landleben im 19. Jahrhundert. So war ein Bestandteil des Auftrags die Forschung nach anschaulichen Belegen für die ideellen Prozesse und ihre Objektivationen in der bürgerlichen Trägerschicht Kiels in Bezug auf die Probstei.

Die Region „Probstei“ als ein Kiel benachbartes Gebiet mit einem relativ großen Bestand an ästhetischen Artefakten bietet sich als Thema für das Kieler Stadtmuseum an, obwohl sich dort nur sehr wenige Objekte aus der Probstei im Sammlungsbestand befinden. Im Gegenteil, dieser Umstand bildet eine der tragenden Säulen des inhaltlichen Ausstellungskonzepts. Der Grund für die heutige Abwesenheit der Probsteier Sachkultur im Kieler Museum ist die kriegsbedingte Zerstörung des bis 1945 sich in Kiel befindlichen Provinzialmuseums (Thaulow-Museum), verbunden mit der Auslagerung der gefährdeten Objekte nach Schleswig, wo sie nach dem Krieg verblieben.

Aktuelle Fragestellung – prinzipiell

Seit über 100 Jahren befinden sich die Objekte aus der Probstei in den norddeutschen Museen, viele davon fristen ihr Dasein in den Depots, einige stehen in sich seit Jahren kaum verändernden Dauerausstellungen. Auch wenn sich in einigen Familien noch wertvolle Erbstücke befinden mögen, sind die privaten und musealen Bestände der bäuerlichen Sachkultur des 18. und 19. Jahrhunderts weitgehend bekannt, mit aufregenden Funden ist nicht mehr zu rechnen. Im wissenschaftlichen Umfeld wurden Sachkulturforschungen über die konkrete Nutzung und zur vormusealen Funktion der Gegenstände seit langem abgeschlossen, verallgemeinernde Aussagen sind getroffen, und über diesen Zugang sind schon aufgrund der wenigen und bereits ausgeschöpften Quellen keine wesentlich neuen Erkenntnisse mehr zu erwarten. Gelegentlich beschreiten noch engagierte und sachkundige Heimatforscher diesen Weg und nähern sich mit genealogischen und archivalischen Methoden einzelnen Artefakten.

Mit anderen Worten: Die Dinge sind da, und wenn sie nicht der letztlich abstrakt bleibenden Idee „Sammeln für spätere Generationen“ folgend in den Depots verschwinden sollen, sind immer wieder Versuche zu unternehmen, aus neuer Perspektive neue Interpretationsangebote zu erarbeiten. Das angedeutete Schicksal des Kieler Thaulow-Museums und der in ihm gesammelten Objekte verweist auf den Ansatz, die musealisierten Gegenstände als solche zu betrachten und ihren Weg ins Museum zu thematisieren. Ihre Auswahl, ihr Vorhandensein, die fast völlig fehlende Dokumentation der Objektgeschichten, die sich wandelnde museale Präsentation bieten Möglichkeiten, die seit über 100 Jahren bestehende und sich wandelnde Funktion der Gegenstände als Museumsobjekte zu beleuchten.

Aktuelle Fragestellung in der Ausstellung

Bis 1800 hatte sich in der Probstei unter der relativ liberalen Grundherrschaft des Preetzer Klosters eine wohlhabende und selbstbewusste bäuerliche Oberschicht etablieren können und eine regional unterscheidbare repräsentative Sachkultur entwickelt. In der Ausstellung wird die vormuseale soziale Funktion der Objekte in den Probsteier Familien nur in Einzelfällen und am Rande in den Informationstexten thematisiert, denn die leitende Intention der Ausstellung ist die Vermittlung der Interpretation dieser Dinge als Zeichen für gesellschaftliche Veränderungen und als musealisierte Objekte mit Kompensationsfunktion. Die in den Museen bewahrten Objekte spiegeln, ebenso wie die in der Mitte des 19. Jahrhunderts beliebten und in der Ausstellung gezeigten Genre- und Landschaftsbilder, den an den sozialen Verhältnissen und faktischen Lebensbedingungen uninteressierten bürgerlichen Blick.

Die Sammlungstätigkeit der Museumsgründer/-leiter wurde von Wertmaßstäben geleitet, die entsprechend dem bildungsbürgerlichen Kunstverständnis Ästhetik, Material- und Verarbeitungsqualität und Originalität abschätzten. Folgende Objektgruppen aus der Probstei haben über nur wenige (meist professionell tätige) Auf- bzw. Verkäufer den Weg in die Museen gefunden und werden jetzt neu präsentiert: Truhen, Trachten (-teile), Keramik, Spitzen, Stühle, Stuhlkissen und Goldschmiedearbeiten, wobei besonders Silberbesteck nur wenig in den Museen vertreten ist. Es befindet sich zum größten Teil im Besitz privater Sammler.

Leihgeber

Entsprechend der genannten Situation kommen aus dem Volkskunde Museum Hesterberg und Schloss Gottorf in Schleswig die meisten Leihgaben. Außerdem wurden für die Ausstellung Möbel, Textilien, Silberarbeiten, Bilder, Fotos, Postkarten und Bücher geliehen vom Museumsberg Flensburg, Landesmuseum Altona, Museum für Kunst und Gewerbe und Kunsthalle Hamburg, von der Kunsthalle Kiel und der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek, vom Künstlermuseum Heikendorf sowie von Privatbesitzern und vom Probstei Museum in Schönberg. Umfangreiche Recherchen, etliche Telefonate und eMails, einige Fahrten, viel Zeit und viele nette Begegnungen und Gespräche waren erforderlich, um die Objektauswahl treffen zu können.

Räumliche Bedingungen in Kiel

Im „Warleberger Hof“ stehen im Untergeschoss vier durchgehende, als Rundgang zu gestaltende Räume mit insgesamt ca. 170 m² zur Verfügung. Der erste Raum, das sog. „Rokoko-Zimmer“ ist mit seiner Wandverkleidung und der Stuckdecke – um 1910 vom Thaulow-Museum aus einem Kieler Bürgerhaus übernommen – selbst ein Ausstellungsstück innerhalb des alten Kieler Adelshofes. Diese Raumsituation erfordert einige Kompromisse im Präsentationskonzept ebenso wie die zu berücksichtigende unterschiedliche Lichtempfindlichkeit der Exponate und die vorhandenen bzw. im Rahmen des Möglichen zu schaffenden Präsentationsmittel des Museums.

Daraus ergab sich als Leitfaden für die Gestaltung der Räume eine immer wieder durchbrochene, jedoch erkennbare chronologische Gesamtstruktur von den Truhen aus dem 18. Jahrhundert über die bürgerlichen Aktivitäten im 19. Jahrhundert, die Nutzung der Tracht um die Jahrhundertwende bis zum aufkommenden Tourismus um 1920.

Präsentationskonzept

Die auch in der aktuellen Ausstellung gewollte Herausstellung der Ästhetik der Objekte wird erreicht z.B. durch die Platzierung der Truhen im Rokoko-Zimmer, wo sie mit den an die adelige Kultur angelehnten und in kunstvoller Intarsienarbeit umgesetzten Motiven durchaus nicht bäuerlich anmuten. Ebenso hebt die Präsentation der Silberarbeiten auf schwarzem Samt die Material- und Verarbeitungsqualität hervor. Der repräsentative Charakter dieser Gegenstände, den sie im vormusealen Kontext als Statussymbole und Distinktionsmittel besaßen, wird deutlich. Andererseits ist die (mögliche) Reaktion der BesucherInnen, die „Idyllisierung des Landlebens“ emotional nachzuvollziehen, einzukalkulieren. Die Ausstellung will dieses Konstrukt nicht ungebroschen weiter transportieren, sondern in seiner gesellschaftlichen Funktion hinterfragen. Um diese Absicht zu fördern, muss der emotionalen Reaktion ein intellektuelles Rationalisierungsangebot entgegengestellt werden. Die Versachlichung soll erreicht werden durch

- die Präsentation in getrennten Objektgruppen und Vermeidung von Inszenierungen (eine Ausnahme bilden die Kissen, die als Inhalt einer „Aussteuertruhe“ präsentiert werden, weil sie dort durch eine Plexiglasscheibe vor Zugriffen geschützt werden können),
- chronologische Ordnung und Reihungen von Objekten,
- Gegenüberstellungen,
- die (möglichst) geometrische und klar strukturierte Anordnung der Objekte.

Ein weiteres Medium ist die Beschriftung. Mit zehn großen Thementexten (DIN A1) erhalten die BesucherInnen ein Informationsangebot. Außerdem informieren Objekttexte über die einzelnen Exponate und weisen auf Zusammenhänge und offene Fragen hin.

Der Rundgang

Die Aufstellung der großen Truhen im ersten, dem „Rokoko-Zimmer“, ergab sich aus mehreren Bedingungen, obwohl die Einführung der BesucherInnen in das zentrale Ausstellungsthema „Bürgerlicher Blick“ am Anfang der Ausstellung wünschenswert wäre. Doch nur der zweite Raum bietet größere Wandflächen für eine sinnvolle Hängung der Bilder und jene dunklen Lichtverhältnisse, die für die Dokumente, Graphiken und Gemälde verlangt werden. So gelangten jene Exponate, die im engeren Zusammenhang mit der zentralen Fragestellung stehen, in den zweiten Raum und folgen nicht der Argumentationslogik – eine Irritation, die sich bei Führungen bemerkbar macht, den Einzelbesucher möglicherweise jedoch nicht stört. Eine große Beeinträchtigung

dagegen bescheren die Lichtverhältnisse, die die Lektüre der ausgestellten Originaltexte sehr erschweren. Auch angestrebte Effekte gehen völlig verloren, wie z.B. die vergleichende Gegenüberstellung einer bildlichen Darstellung wollener Trachtenstrümpfe von 1806 mit einem Originalpaar von ca. 1850. Auf dem kleinen Kupferstich ist wegen der Dunkelheit die eigentlich deutlich und beeindruckend herausgearbeitete Oberflächenstruktur kaum zu erkennen.

Zentrales Thema: „Der bürgerliche Blick“

Kiel wuchs bis ca. 1860 sehr langsam zu einer mittelgroßen Stadt (24.000 Einw.) mit einer überschaubaren führenden bürgerlichen Oberschicht. Durch Reichsmarine und Werften setzte dann ein gewaltiger Industrialisierungs- und Urbanisierungsschub ein (1900 = 108.000 Einw. / 1918 = 243.000 Einw.), der Stadtbild und Lebensumstände der Kieler eklatant veränderte. Der sich entwickelnde und sich wandelnde bürgerliche Blick auf das Land und das vermeintlich ruhigere ländliche Leben als Gegenentwurf zum eigenen Lebensumfeld sowie die nationalpatriotische Interpretation und Instrumentalisierung der bäuerlichen Lebenswelt sind die zentralen Themen der Ausstellung.

Über das Zusammenspiel von Landschafts- und Genrebildern mit Schrift- und Bild dokumenten wie Reisebeschreibungen, Trachtenstichen, Zeitungen, Fotografien und gedruckten Lebenserinnerungen von Kieler BürgerInnen wird versucht, wichtige Aspekte dieser komplexen Prozesse, gesellschaftlichen Zusammenhänge und Ideen zu visualisieren. Begleitende Erläuterungen mit den Stichworten „Aufklärung“, „Romantik“ und „Nationalpatriotismus“ sind hier unverzichtbar. Der Kieler Museumsgründer Gustav Thaulow gehörte diesem bürgerlichen Netzwerk an. Ein Portraitfoto, Fotografien von Probsteier Bauernstuben aus dem Thaulow-Museum und Texte informieren über das Thema „Musealisierung“. Dabei wird das Problem der mangelhaften bis fehlenden Dokumentation früherer Museumserwerbungen aufgezeigt, das die Kontextualisierung der historischen Objekte im Sinne der heutigen Alltagskulturforschung erschwert, wenn nicht gar unmöglich macht, und viele Fragen offenbleiben müssen.

Trachten, Keramik, Stühle

Dass sich mit den technischen und gesellschaftlichen Veränderungen und unter dem bürgerlichen Blick die Selbstwahrnehmung der Großbauern und ihrer Frauen und Töchter veränderte, kann an der Entwicklung der Trachtengestaltung- und Trachtenutzung aufgezeigt werden. Die BesucherInnen werden mit einer chronologischen Reihung von vier Kleidern, die gleichzeitig die Ergebnisse der musealen Trachtenfor-

schung thematisiert, geleitet zu der Gegenüberstellung mit einer bürgerlichen Nutzung des Trachtenmotivs. Es kann gezeigt werden, dass die Tracht, die um 1890 von den Probsteierinnen aus ihrer einstigen sozialen Funktion bereits in den Bereich „Folklore“ überführt worden war, im städtischen Bürgertum eine zusätzliche Umnutzung und neue Bedeutung erfuhr. Im Kieler Bestand befindet sich das Verlobungskleid der Bertha Nöffke von 1895, bestehend aus einem traditionellen Probsteier Trachtenrock und individuell gestaltetem Oberteil. Das Kleidungsstück steht frei in einer Raumecke, im Gegensatz zu den geliehenen Textilien, die hinter Glaswänden stehen müssen. Zusammen mit dem entsprechenden Foto von B. Nöffke in diesem Kleid, das als Großfoto neben dem Exponat platziert ist, ist die zu beobachtende Wirkung auf die BesucherInnen meist anziehend und beeindruckend. Der Vergleich mit der virulenten Nutzung des „Dirndls“ liegt nahe und ermöglicht Verständnis für den Funktions- und Bedeutungswandel dieser Kleidung.

Zwar wird die Beziehung zwischen Stadt und Land beim Blick auf die Trachtennutzung besonders deutlich, sie wird jedoch bei allen ausgestellten Objektgruppen angesprochen, entweder in Bezug auf die Wahl der Ziermotive, die Herstellungstechnik, den Herstellungsort oder den Distributionsweg. So soll eine enge Anordnung der Kissen, der Spitzen und der Keramik den Eindruck von „Massenware“ vermitteln. Die chronologische Ordnung erlaubt an ausgewählten Stellen Erläuterungen zu Veränderungen in Machart und Ornament, so z.B. bei den Möschepötten (Mustöpfchen), für deren Gestaltung die Töpfer (überwiegend nicht in der Probstei ansässig) sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Anregungen bei hessischer Importware holten und vermehrt vom Ritzdekor zum Reliefdekor wechselten.

Auch der Trachtenschmuck wird geometrisch klar nach Größe sowie chronologisch geordnet und wirkt dabei auf dem schwarzen Samt hochwertiger, als es das Material an sich nahelegt. Die repräsentative Funktion der Knöpfe und Gürtelschnallen kann von den BesucherInnen ebenso (oder wahlweise) wahrgenommen werden wie die versachlichende Anordnung der ehemaligen „Massen“-Ware, die dennoch von der handwerklichen Kunstfertigkeit der Goldschmiede (überwiegend in Kiel und den Elbmarschen) zeugt.

Mit der zeitlichen Reihung von fünf sog. „Brautstühlen“ soll die Entwicklung vom Aufwändigen zum Einfachen nachgezeichnet werden. Darin spiegelt sich der nachlassende Hochzeitsbrauch im Zusammenspiel mit der Angleichung der großbäuerlichen an die bürgerliche Wohnkultur ab der Biedermeierzeit wider. Leider können die Stühle nicht im räumlich-sachlichen Zusammenhang mit den Truhen und Kissen gezeigt werden – ein fast zu großer Kompromiss im Ausstellungskonzept.

Fotografie und Tourismus und die Probstei als Motiv in der Malerei des frühen 20. Jahrhunderts

Im vierten und letzten Raum wird der Schritt in das 20. Jahrhundert vollzogen. Vor allem viele Postkarten, die nach Orten sortiert und akkurat geordnet in der Vitrine oder zu Einzelthemen wie „Gastgewerbe“ in Wechselrahmen ausgestellt sind, dokumentieren die Entwicklung in der Probstei von der rein agrarischen zur touristischen Nutzung. Im Juli 1897 wurde die Eisenbahnverbindung zwischen Schönberg und Kiel hergestellt, Beleg und Bedingung für Industrialisierung und Tourismus. Die Postkarten sind einander so zugeordnet, dass z.B. die Massenproduktion der z. T. kaum noch Individualität ausstrahlenden Ortsansichten erkennbar wird.

In diesem Raum ziehen jedoch vor allem die ausgestellten Bilder von Kieler und Probsteier Malern die Aufmerksamkeit auf sich. Um 1900 hatten sich die Gründe, die Probstei zu malen, deutlich gewandelt. Dienten vormals Landschaften und Bevölkerung den Malern als Motive für gut verkäufliche Bilder mit idyllischen Verklärungen und Projektionsflächen für bürgerliche Wertvorstellungen, suchten die Künstler nun über mehrere Jahre im Sommer das Dorf Barsbek auf, um sich dort der um 1900 neuen Freiluftmalerei mit neuen Techniken und Stilen vom Impressionismus bis zum expressiven Ausdruck zu widmen.

Zusammen mit einer gemalten Trachtendarstellung von 1935 bieten die in einer nebenstehenden Vitrine ausgestellten Originale bzw. Entsprechungen der auf dem Gemälde dargestellten Dinge einen Ausblick und ein Diskussionsangebot. Die BesucherInnen werden aus der Ausstellung entlassen mit dem Verweis auf die folgende Zeit mit der von der „Blut-und-Boden“-Ideologie geleiteten Interpretation des Bauerntums und Landlebens im Nationalsozialismus.

Das Ende

Die Kieler Ausstellungsphase endet mit dem heutigen Blick von „Kieler BürgerInnen“ auf die Probstei. Das Angebot einer Exkursion am 4. Juni war schnell ausverkauft und 56 TeilnehmerInnen werden eine Mixtur aus kunstgeschichtlichen und volkskundlichen Themen genießen können: Herrenhaus Hagen, die Kirchen in Probsteierhagen und Schönberg, einen Biolandhof mit Schlachtereier, das Probstei Museum und eine denkmalgeschützte, privat bewohnte Hofanlage in Barsbek. Für mich ist diese Fahrt ein toller Abschluss des Auftrags, der insgesamt einen großen Spaßfaktor aufwies. Nach den vielfältigen wissenschaftlichen Arbeiten und den termingedrängten Textproduktionen bescherten der „handgreifliche“ Umgang mit den Exponaten und die vielen kleinen handwerklichen Tätigkeiten beim Aufbau der Ausstellung – bei allem Zeit-

druck – eine große sinnliche Freude und Entspannung: vom Zurechtschnitzen der Schaumstoff-Figurinen über das Bespannen der Ausstellungsflächen mit Stoff bis zum Arrangieren der Gegenstände und dem absoluten Höhepunkt, dem Drapieren der Trachten. Insgesamt war die Möglichkeit, die scheinbar ausgeschöpfte und als langweilig empfundene bäuerliche Sachkultur tendenziell in ein neues Ausstellungs-Licht zu rücken, eine spannende und schöne Herausforderung.

Die Fortsetzung

Das Probstei Museum in Schönberg wird von Juli bis Oktober 2011 die Ausstellung übernehmen – soweit möglich. In der historischen Fachhalle in Schönberg können für einige Exponate die konservatorischen Bedingungen nicht erfüllt werden. Entsprechend werden das inhaltliche Konzept modifiziert und die Texte den neuen Gegebenheiten angepasst werden müssen. Das Projekt gestaltet sich etwas heikel, denn im Rahmen des Probstei Museums, das Exemplare aus den relevanten Objektgruppen in seiner Dauerausstellung zeigt, muss der Bezug zu der zentralen Fragestellung „Bürgerlicher Blick“ und „Musealisierung“ unter allen Umständen aufrecht erhalten werden, um diese Ausstellung unterscheidbar zu machen und die intendierte Perspektive auf die Objekte noch nachvollziehbar zu kommunizieren. Dazu notwendige Exponate, überwiegend Flachware, werden ggf. als Kopien gezeigt werden müssen: Museumsalltag als Gratwanderung zwischen Bewahren und Zeigen, zwischen Idee und Möglichkeit ...

Von der Kunst, als Archivarin zu arbeiten, ohne eine zu sein. **Bericht über ein VolkskundlerInnen eigentlich nicht zugängliches Berufsfeld**

Ute Hinrichsen

Das habe ich nun davon. Weil mein Beruf so interessant ist, habe ich gern zugesagt, für diese Reihe über Berufswege von VolkskundlerInnen einen Bericht zu schreiben. Und sitze jetzt etwas in der Patsche, weil ich als erstes allen Interessierten mitteilen muss, dass dieser Berufsweg VolkskundlerInnen nicht offen steht, jedenfalls nicht, wenn man eine wissenschaftliche Archivarin werden möchte. Das bin ich nicht. Ich bezeichne mich gern als „Archivhandwerkerin“, bin eine Quereinsteigerin, die als Archivarin arbeitet und dafür den im Volkskundestudium und während der Magisterarbeit erlernten Umgang mit historischen Quellen sehr gut gebrauchen kann. Vor der Schilderung meines persönlichen Wegs in das Archivwesen und meines Berufsalltags werde ich die regulären Ausbildungswege nennen und die durch das Archivgesetz veränderte schleswig-holsteinische Archivlandschaft beschreiben, denn nur so kann man verstehen, warum sie derzeit auch QuereinsteigerInnen offen steht. Das Archivwesen habe ich übrigens nicht direkt oder gezielt angesteuert. Mein Weg führte über Praktika, Jobs, Museumsvolontariat und zahlreiche freiberufliche Projekte eher zufällig dort hin.

Um wissenschaftliche Archivarin zu werden, muss man im Hauptfach Geschichte oder Jura studiert haben. ArchivarInnen mit juristischem Examen sind in der absoluten Minderzahl. Der Geschichte benachbarte Fächer sind zwar theoretisch ebenfalls möglich, solche Absolventen wurden auch zu Vorstellungsgesprächen eingeladen. Die Anzahl der wissenschaftlichen ArchivarInnen, die nicht Geschichte oder Jura studiert haben, muss aber extrem klein sein, denn keine/r der befragten KollegInnen wusste von solch einem Fall. Wissenschaftliche ArchivarInnen werden nur in den Staatsarchiven ausgebildet, in Schleswig-Holstein also im Landesarchiv. Nach einer erfolgreichen Bewerbung – erwartet wird mittlerweile eine Promotion – wird man Referendarin, lernt die praktische Arbeit vor Ort und besucht für den theoretischen Unterbau die traditionsreiche Archivschule in Marburg. Die Ausbildung dauert zwei Jahre und führt zur Anstellung im höheren Dienst, allerdings wiederum über Bewerbungen. Daneben gibt es die Ausbildung im gehobenen Dienst zur Diplomarchivarin. Dafür ist ein vorheriges Fachstudium nicht nötig, Voraussetzung ist die Fachhochschulreife. Bewerbungen werden auch hier direkt an das jeweilige Archiv gerichtet. DiplomarchivarInnen werden in Staatsarchiven und größeren Kommunalarchiven ausgebildet und ebenfalls von dort zur Archivschule in Marburg geschickt. In jüngster Zeit wurde das Beamtengesetz in einigen nördlichen Bundesländern, darunter Schles-

wig-Holstein, an den Bolognaprozess angepasst. Hier sind die Archive nun nicht mehr gezwungen, Marburger Absolventen einzustellen. Möglicherweise eröffnet sich dieser Berufsweg daher zukünftig doch auch für VolkskundlerInnen? Während die Marburger Archivschule (noch) an der verwaltungsinternen Ausbildung im Beamtenverhältnis festhält, bietet die Fachhochschule Potsdam ein wesentlich moderneres und vielfältigeres Ausbildungs- und Studienprogramm. Hier gibt es bereits seit 2009 akkreditierte BA- und MA-Studiengänge, die Diplomstudiengänge laufen 2011 aus. Beide Schulen bieten berufsbegleitende postgraduale Studiengänge an. Für weitere Auskünfte sind diese Internetseiten nützlich: www.landesarchiv.schleswig-holstein.de, www.archivschule.de, www.fh-potsdam.de. Neben den Staats-, Kreis-, Amts- und Gemeindearchiven gibt es Kirchenarchive sowie private und Wirtschaftsarchive, letztere jedoch nicht in Schleswig-Holstein.

1992 wurde in Schleswig-Holstein das Landesarchivgesetz erlassen, das dem Landesarchiv und den bereits bestehenden kommunalen und Kreisarchiven erstmals eine gesetzliche Grundlage gab und zugleich auch die kleinen Kommunen zwang, Archive einzurichten. Ländliche Gemeinden und Ämter hatten bis dahin nur ausnahmsweise eigene Archive freiwillig eingerichtet, daher gab es eine Aufschubklausel, die das Jahr 2000 als spätestes Datum festschrieb. Um das Jahr 2000 wurden tatsächlich zahlreiche kommunale Archive gegründet bzw. schlossen sich Gemeinden und Ämter zu Archivgemeinschaften zusammen, um gemeinsam eine Archivarin einzustellen. Dieser Prozess ist noch längst nicht abgeschlossen, es fehlen zahlreiche weitere Kommunalarchive. Allerdings war der Enthusiasmus der noch nicht versorgten Kommunen nie sonderlich groß, und angesichts der aktuellen Finanznot wird er nicht größer werden. Dennoch gab es auch in jüngerer Zeit Archivgründungen oder Anschlüsse an Archivgemeinschaften, so dass es immer wieder Chancen gibt, in diesem Bereich eine Anstellung zu finden. Zwar werden die Stellen gern mit EhrenamtlerInnen oder eigenen Verwaltungskräften besetzt, aber erstaunlich oft auch mit wissenschaftlichem Personal.

Von der oben geschilderten Entwicklung habe ich profitiert. Wegen der gesetzlichen Auflage schlossen sich die Ämter Molfsee, Flintbek, Bordesholm-Land und die Gemeinde Bordesholm 2002 zu einer Archivgemeinschaft zusammen und schrieben die zu besetzende Stelle aus: 20 Stunden befristet auf zwei Jahre. Wie groß das Bewerberfeld war, weiß ich nicht. Eingeladen waren drei Personen, darunter auch ein Historiker mit Archiverfahrung. Dass die Wahl auf mich gefallen ist, habe ich ganz sicher der Tatsache zu verdanken, dass ich das (seinerzeit noch dezidiert historisch ausgerichtete) Fach Volkskunde studiert und mit einer auf der Auswertung archivalischer

Quellen basierenden Arbeit abgeschlossen hatte. Um ehrlich zu sein: Weiter hat mir das Studium erst einmal nicht geholfen. Ich kannte Archive nur von der anderen Seite des Tresens. Wie die Akten jemals dort hineingeraten waren, darüber hatte ich mir nie Gedanken gemacht. Genau das musste ich jetzt aber tun. Wie ich erst im Vorstellungsgespräch begriff, gab es die Archive, für die eine Archivarin benötigt wurde, noch gar nicht. Nichts gab es, außer Kellern mit herrenlosen Akten aller Art, also auch niemanden, bei dem man sich etwas abgucken konnte. Das ist jedoch angesichts der Archivneugründungen keine untypische Situation. Es würde zu weit führen, die Gründungsphase detailliert zu schildern. Für alle, die mit diesem Beruf liebäugeln, nur ein paar Hinweise: Das vielgeschmähte Praktikum ist in so einer Situation außerordentlich nützlich. Ich habe vor Arbeitsantritt eines im Archiv der Nordelbischen Kirche absolviert, dort viel gelernt und Kontakte geknüpft. Die Archivszene ist in Schleswig-Holstein sehr klein und familiär, die meisten KollegInnen sind außerordentlich hilfsbereit – ich habe ihnen viel zu verdanken! Seinerzeit gab es an der Verwaltungsschule in Bordesholm mehrtätige Fortbildungen für Quereinsteiger wie mich, die ich alle besuchen konnte. Ähnliche Veranstaltungen werden regelmäßig von der Marburger Archivschule, dem Westfälischen Archivamt oder ähnlichen Einrichtungen in anderen Bundesländern angeboten, so dass es grundsätzlich möglich ist, sich das nötige theoretische Rüstzeug zu verschaffen. Wie ich inzwischen weiß, muss man das meiste ohnehin in der Praxis lernen.

Was sind meine Aufgaben? Wie sieht der Arbeitsalltag aus? Ich arbeite an vier verschiedenen Einsatzorten immer jeweils direkt in den Verwaltungen. Meine Aufgabe ist, die dort entstandenen und für den laufenden Betrieb nicht mehr benötigten Akten auf ihre Archivwürdigkeit zu prüfen und sie ins Archiv zu übernehmen bzw. für die Vernichtung freizugeben. Archivwürdige Akten müssen von schädlichen Stoffen wie Metall oder Plastik befreit, in alterungsbeständiges Material umgebettet, mit einer Signatur versehen und mit einer Archivsoftware verzeichnet werden. Das Signatursystem zu entwerfen, ist ebenfalls Aufgabe der Archivarin. Wichtig, aber nicht immer erfreulich ist es, für die Bestandserhaltung zu sorgen. Die ständig wachsende Zahl der mit Archivalien gefüllten Kartons muss in Räumen mit bestimmten Klimawerten gelagert und vor unbefugtem Zugriff, d. h. auch vor dem der KollegInnen geschützt werden, was in kleinen Kommunalverwaltungen oft nur schwer durchsetzbar ist. Da zunehmend elektronische Daten entstehen, sollte eine Archivarin sich auch mit diesem Bereich befassen. Genuin digitales und digitalisiertes Archivgut gewinnen an Bedeutung und bringen eine Veränderung der Aufgabenbereiche und des gesamten Berufsbildes mit sich. Wer heute einsteigt oder eine Ausbildung beginnt, sollte sich dessen

bewusst sein. Hauptsächlich werden also Verwaltungsakten übernommen. Um das soziale, wirtschaftliche und kulturelle Leben der Gemeinden zu dokumentieren, werden zusätzlich Sammlungen angelegt. Zeitungen und Zeitschriften sowie Fotos kommen dafür in Frage, aber auch private Nachlässe, Firmen- oder Vereinsunterlagen und andere. Hinzu kommt die Einrichtung einer Archivbibliothek. Und last but not least sind Archivbenutzer zu betreuen und schriftliche Anfragen zu beantworten. Es ist spannend, mit welchen Fragen die Besucher kommen! Und es ist eine Prüfung, wenn es gut läuft, auch eine Bestätigung für die eigene Arbeit. Hat man die richtigen Akten aufbewahrt? Wenn es eine passende Überlieferung nicht gibt, wie könnte man sonst etwas herausfinden? Auf welche Literatur kann ich meine Besucher hinweisen? Immer wieder erweist sich das Volkskundestudium im Berufsalltag als nützlich. Für die Aktenbewertung ist es wichtig zu wissen, wie (Kultur)HistorikerInnen „ticken“, welche Akten für welche Forschungsthemen relevant sein könnten. Und für die Benutzerberatung ist das breite Hintergrundwissen ebenfalls sehr hilfreich. Ein Wermutstropfen ist es allerdings, dass ich nicht mehr dazu komme, selbst zu forschen und zu publizieren. Laut Vertrag ist es zwar durchaus möglich, aber das Zeitkontingent der einzelnen Verwaltungen ist so klein, dass es praktisch unmöglich ist. Hauptaufgabe ist die Überlieferungssicherung, und auch die ist kaum erfüllbar. Das ist allerdings ein Spezifikum der kleinen Kommunalarchive. Hier ist man sehr nah an der Verwaltung, wird auch eher daran gemessen, wie nützlich das Archiv für die Verwaltung ist und weniger am ideellen Nutzen für die Geschichtsforschung. In größeren Archiven ist es meistens möglich, selbst zu publizieren und wird dort auch eher erwartet. Gelegentlich bemühen Archive sich um eigene Forschungsprojekte oder besorgen eigene Ausstellungen. In anderen Bundesländern gibt es auch ArchivpädagogInnen, die die Vermittlung historischen Wissens übernehmen.

Übrigens haben meine Arbeitgeber nach weiteren befristeten Verträgen mittlerweile erkannt, dass man mit Archivieren nie fertig wird und meine Stelle entfristet. Ein Volkskundestudium kann in Einzelfällen und auf Umwegen also sogar zu einer festen Stelle führen.

Buchbesprechungen

Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, 46 (2010): Das Amt. Alltag, Verwaltung, Öffentlichkeit, hg. von Thomas Schindler und Carsten Sobik. Marburg (Jonas Verlag), 208 S., 22 s/w Abb.

Oft genug haben wir mit Ämtern zu tun, beruflich und privat, nicht nur aus Sachzwängen heraus oder aus persönlichen Gründen, sondern auch unter dem Einfluss emotionaler Aufladungen. Zu Recht ist in dieser Beziehung von einem wichtigen Stück Alltagskultur zu sprechen, und zweifellos bietet das auf den ersten Blick vielleicht ein wenig spröde wirkende Thema „Amt“ ein breites Forschungsfeld. Bisher ist es aus volkskundlicher Sicht vernachlässigt worden. Mit der neuesten Ausgabe der Hessischen Blätter für Volks- und Kulturforschung, die neun einschlägige Aufsätze enthält, haben die beiden Herausgeber Thomas Schindler und Carsten Sobik jedoch einen Einstieg gefunden, der sich dem Thema in abwechslungsreicher Weise aus verschiedenen Blickrichtungen annähert. Den Anfang macht ein Beitrag von Kai Detlev Sievers, der einen Überblick über die Kulturgeschichte des Amtes von der frühesten Entwicklung in der spätantiken römischen Republik bis ins 20. Jahrhundert gibt. Aus norddeutscher Sicht ist besonders interessant, dass für die frühe Neuzeit eine ganze Reihe von Beispielbelegen aus dem Amtsleben in Schleswig-Holstein angeführt wird. Anschließend folgt ein Aufsatz von Hans-R. Fluck, der sich mit der Amtssprache auseinandersetzt. Sie ist in ihrer Spezifik, mit ihrem komplexen Satzbau, ihrer formelhaften Ausdrucksweise, der Häufung von Fremdwörtern und unpersönlichen Formulierungen, bis in die Zeit des 12. bis 14. Jahrhunderts zurückzuverfolgen. Schon im 17. Jahrhundert gab es deutliche Kritik am sogenannten Amtsdeutsch, aber trotz mancher Reformen und verschiedener Entwicklungstrends ist die Behördensprache bis heute sehr eigenwillig geblieben und nach wie vor für große Teile der Bevölkerung nicht leicht zu verstehen. Mit dem Thema Amtsgebäude beschäftigt sich Carsten Sobik beispielhaft anhand des Amtshauses aus Hungen, einer kleinen Stadt südöstlich von Gießen, das im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts entstand, zunächst Verwaltungs- und dann Wohnzwecken diente, bevor es Ende der 1970er Jahre ins Freilichtmuseum Hessenpark übernommen und dort wiederum als Verwaltungsgebäude verwendet wurde. Im Stil einer Mikrostudie arbeitet Sobik die Geschichte des Hauses und seiner Bewohner sowie der Umnutzung des Gebäudes nicht zuletzt auf Basis archivalischer Unterlagen anschaulich heraus. Ulf Wendler fragt nach dem Amt als einem sozialen Raum, der insofern eigene

Merkmale aufweist, als obrigkeitliche Vertreter untereinander und mit Bürgern in Interaktion treten. Ihn interessiert das Verhältnis zwischen den Beteiligten und vor allem zwischen den verwaltenden und den verwalteten Personen, das er anhand von Belegen aus dem badischen Ort Engen für das – freilich explosive – Revolutionsjahr 1848/49 untersucht. Eine kleine Studie aus dem Bereich der Handwerksforschung steuert Thomas Schindler mit seiner Darstellung des Rugamts im frühneuzeitlichen Nürnberg bei, das als städtische Einrichtung zur Kontrolle des lokalen Handwerks diente. Schindler zeigt, dass diese Gewerbeaufsichtsbehörde nicht, wie vielleicht zu vermuten wäre, in einem gegensätzlichen Verhältnis zur Handwerkerschaft stand. Vielmehr war durch die Einbeziehung der Handwerker in das amtliche System von vornherein ein ausgleichendes Element vorhanden. „Vom Amtsbezirk zum niedersächsischen Landkreis“ heißt der Beitrag von Ulrich Brohm, in dem er den Wandel der Kommunalverwaltung am Beispiel des Kreises Uelzen vom Inkrafttreten der preußischen Kreisordnung für die Provinz Hannover im Jahr 1885 bis hin zu heutigen Überlegungen zur Reform der Kreise und Kreisverwaltungen verfolgt. Nicht zu übersehen ist dabei der ständige Wandlungsbedarf der Verwaltung, der sich aus den verschiedenen Modernisierungsprozessen ergibt. „Das Amt im Spiel“ ist das Thema von Katrin Petersen. Am Beispiel der Kinderpost untersucht sie, wie Mädchen und Jungen mit Hilfe der ins Spielerische übertragenen Amtsinsignien (Posthorn, Formulare, Stempel usw.) ein bestimmtes Rollenverhalten und bestimmte Formen der Kommunikation in „einer geordneten, übersichtlichen und ‚heilen‘ Spielwelt“ (S. 97) erlernen können und sollen. Matthias Fieder beschäftigt sich mit der Figur der Amtsperson in Karikaturen und Comics. Unübersehbar spiegeln und verfestigen die einschlägigen Darstellungen gängige Klischees, wobei sie in der Regel ein negatives und oft ins Lächerliche verzerrte Bild entwerfen. Sie sollen die Leser und Betrachter jedoch nicht einfach nur amüsieren, so Fieder, sondern sie übernehmen auch eine gewisse Ventilfunktion, durch die manche Vorstellungen und Vorurteile des „Bürgers“ in Bezug auf den „Beamten“ entschärft werden können. Dem Ehrenamt widmet sich abschließend Marita Metz-Becker. Sie schildert die Geschichte und aktuelle Situation dieses bürgerschaftlichen Engagements, liefert die nötigen Begriffsdefinitionen und hebt hervor, dass der Themenbereich aus kulturwissenschaftlicher Sicht noch erhebliche Forschungslücken aufweist.

Der Reihe der hier vorgestellten Aufsätze folgen mehrere kürzere Berichte, wovon sich einige aus subjektiver Perspektive ebenfalls mit dem Thema „Amt“ beschäftigen. Den Abschluss des vorliegenden Bandes der Hessischen Blätter für Volks- und Kulturforschung bildet wie üblich ein umfangreicher Rezensionsteil.

Nils Hansen

Günter Endruweit: Schleswig-Holstein. Auf den Spuren der Landesgeschichte in den Museen. Heide (Boyens Buchverlag) 2010, 128 S., zahlr. Farbabb.

Bisher gibt es kein Museum, das es sich zur Aufgabe gemacht hat, die facettenreiche und verwickelte schleswig-holsteinische Landesgeschichte in ihrer Gesamtheit darzustellen. Diesen Umstand greift Günter Endruweit, bis zu seiner Emeritierung 2004 Direktor des Instituts für Soziologie an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, mit dem hier vorgestellten Buch auf. In einem Band wird hier auf kompakte und fundierte Weise eine Zeitspanne von der Eiszeit bis in die jüngste Vergangenheit dargestellt.

Es ist klar, dass ein Werk von 127 Textseiten nicht jeden Winkel dieses komplexen Themenspektrums ausleuchten kann. Der Autor macht auch bereits im Vorwort deutlich, dass dieser Anspruch keineswegs erhoben wird. Er versteht sein Werk eher als Einführungsband, der Anregung zur Weiterbeschäftigung mit den unterschiedlichen Aspekten der Landesgeschichte in den jeweiligen Museen gibt. Deshalb ist es schlüssig, dass den chronologisch geordneten Kapiteln diejenigen Museen blockweise vorangestellt sind, die sich zur Vertiefung der jeweiligen thematischen Zusammenhänge besonders eignen. Ergänzt werden die chronologischen Kapitel durch vier Texteinheiten, die sich mit kleinräumigeren Gebieten befassen. Es handelt sich dabei um Nordfriesland, Dithmarschen, das Herzogtum Lauenburg sowie die Hansestädte Lübeck und Hamburg. Durch den gesamten Text ziehen sich, jeweils thematisch anknüpfend, insgesamt sieben Schwerpunktthemen, die bestimmte Aspekte der Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte in den Mittelpunkt stellen. Dazu gehören beispielsweise die Themen Schiffbau, Landwirtschaft, Wissenschaft und Literatur.

Dem Inhaltsverzeichnis liegt eine farbliche Struktur zugrunde, anhand derer sich chronologische und kulturräumliche Kapitel unterscheiden lassen. Erstere sind rot dargestellt, letztere blau. Diese Farbsystematik wird bei den Kapitelüberschriften im Textteil größtenteils wieder aufgegriffen. Warum sie allerdings im Falle des Kapitels über die Hansestädte nicht durchgehalten wird, bleibt unklar. Darüber hinaus fehlt leider ein Hinweis auf dieses Farbsystem im Vorwort oder Klappentext, so dass es sich erst nach eingehender Beschäftigung mit dem Aufbau des Werks erschließt und sein Nutzwert als Lektürehilfe eingeschränkt bleibt.

Ausgestattet ist das Buch mit einem robusten Kartonage-Einband, dessen Klappen als Lesezeichen verwendet werden können. Aufgrund der relativ großformatigen Ausführung (21 x 27 cm) eignet es sich eher als Hilfe bei der Vor- oder Nachbereitung

eines Museumsbesuches. Zur Mitnahme und Verwendung als Führer oder Wegweiser wäre ein kompakteres Format günstiger gewesen.

Verständlichkeit und Lesbarkeit standen bei der Textgestaltung, wie bei einem Einführungswerk geboten, im Vordergrund. Der Verlag begründet mit dieser Intention auch den Verzicht auf „die in der Fachliteratur üblichen Umständlichkeiten“, womit vermutlich Fußnoten und Literaturangaben gemeint sind, denn eben diese sind in dem Band nicht enthalten. Auch bei einem Einführungswerk hätte sich der eine oder andere Leser diese möglicherweise gewünscht, um bestimmte Themen selbständig vertiefen zu können. Darüber hinaus entsteht aus dem Fehlen eines wissenschaftlichen Apparates ein konzeptionelles Problem, da es letztlich nicht ganz klar wird, in welchem Verhältnis die vorgestellten Museen und der Textteil zueinander stehen: Bilden die Museen die Basis für die gelieferten Informationen, oder hat ihre Erwähnung eher illustrativen Charakter? Der Titel und der Klappentext suggerieren ersteres, doch bei der Lektüre scheint sich das Verhältnis von Text und Museen umzukehren, so dass die einzelnen Häuser letztlich eher vorgestellt als inhaltlich behandelt werden.

Im Anhang findet sich ein Verzeichnis, das eine Übersicht der in den Kapiteln vorgestellten Museen enthält. Einige Einrichtungen, die im Textteil nur kurz erwähnt werden, wie beispielsweise das Schleusenmuseum Kiel-Holtenau (mit anderen im Kontext des Themas Schiffbau kursorisch angeführt), sucht man darin leider vergebens. Leider bleiben hier auch die Internet-Adressen der Einrichtungen unerwähnt, die bei der Vorbereitung des inhaltlichen Einstiegs in den Museumsbesuch als Ergänzung sinnvoll gewesen wären. Da Museen nicht nur Ausstellungen, sondern auch Publikationen produzieren, hätte sich in diesem Kontext ein Hinweis auf die in den vorgestellten Häusern publizierte einschlägige Fachliteratur angeboten, was aber leider unterblieben ist.

Insgesamt handelt es sich um ein profundes Werk in einem bisher kaum bearbeiteten Themenfeld, das allerdings nicht nur Fragen beantwortet, sondern auch einige aufwirft.

Matthias Bunzel

Sigrid-Ursula Follmann: Wenn Frauen sich entblößen ... Mode als Ausdrucksmittel der Frau der zwanziger Jahre. Marburg (Jonas Verlag) 2010, 125 S., 56 s/w Abb.

In den mit 56 Schwarz-Weiß-Abbildungen illustrierten Band „Wenn Frauen sich entblößen ... Mode als Ausdrucksmittel der Frau der zwanziger Jahre“ führt Follmann mit einer Zusammenfassung zu zeitgenössischen Geistesströmungen vom Ende des

19. Jahrhunderts bis Ende der 1930er Jahre ein. Den Schwerpunkt bildet die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg. Aufgrund äußerer Umstände – vor allem ökonomischer – waren Frauen gezwungen, eine neue Rolle in der Gesellschaft einzunehmen, die sie sukzessive dazu führte, unabhängig von männlicher oder familiärer Bevormundung zu handeln. Bereits während des Krieges waren sie in zuvor Männern vorbehaltenen beruflichen Stellungen tätig. Diese neue Selbstständigkeit – vorbereitet durch die Frauenbewegung – schlug sich auch im äußeren Erscheinungsbild nieder.

Bevor näher auf Fallbeispiele eingegangen wird, stellt Follmann eine Auswahl soziologischer Theorien zu Mode vor, wobei sie die Bedeutung von Mode als non-verbales Kommunikationsmittel herausstellt. Des Weiteren wird betont, dass Mode ein „[allgegenwärtiges] Strukturierungsprinzip unserer Gesellschaft“ sei, das sich anbietet „Geschlecht zu entsubstantialisieren und als soziale Kategorie sichtbar zu machen“ (S. 25). Dass dies nicht unabhängig von Zeit, Raum und sozialer Schicht ist, findet immerhin Erwähnung, wird allerdings nicht näher ausgeführt. Neu sind diese Feststellungen ebenfalls nicht. Was in den einführenden Kapiteln leider fehlt, ist eine kritische Auseinandersetzung mit dem Begriff „Mode“, der daher sowohl für Kleidungsstücke als auch für den Zeitgeist steht.

Übergehend zu ausgewählten Beispielen erfolgt die Gegenüberstellung der Mode um 1900 und der neuen Bewegungsfreiheit, die die Mode der 1920er Jahre den Frauen einräumte. Zentraler Aspekt ist die Rolle der Medien, die einerseits durch Veröffentlichung von Schnittmustern zur Demokratisierung der Mode beitrugen, andererseits aber die Konstruktion des Ideals der „Neuen Frau“ forcierten. Um dies zu belegen, werden Fotografien aus (Mode)-Zeitschriften von zeitgenössisch bekannten Revue- und Filmstars, wie zum Beispiel von Marlene Dietrich, oder Modegrafiken von Ernst Dryden, Annie Offterdinger oder Julie Haase-Werkenthin angeführt. Eine kritische Einordnung bzw. Analyse der ausgewählten Medienarten und Bildquellen erfolgt nicht. So kann die Autorin auch schon vor der Darstellung der Beispiele zu dem Schluss kommen, dass die für Modefotografien ausgewählten Filmschauspielerinnen zu Vorbildern stilisiert und damit „Projektionsfläche für Wünsche und Sehnsüchte der normalen Leserin [werden]. Diese wird angesprochen durch eine Welt, die so gar nicht existiert. Der Versuch, diese zu imitieren, muss scheitern, da der Alltag weder im Bild noch im Text vorkommt, sondern komplett ausgeblendet ist“ (S. 66). Mit einer sorgfältigen Medien- und Bildanalyse hätte dies schon zu Beginn als Charakteristikum der gewählten Quellen erkannt werden müssen, um den Band nicht mit dem allgemeinen und eher unsachlichen Satz zu schließen: „[Die Frauen] erliegen einer kurzen Bestätigung durch die Medien und verlieren dabei ihre Identität“ (S. 114).

Follmann geht nach den Vorstellungen von Fotografien und Modegrafiken außerdem auf die historische Dimension und Manifestation – seit den „Querelles des femmes“ – der Geschlechterpolaritäten ein. Abgesehen von der zeitlichen Spannweite weist sie immer wieder auf die der Frau zugewiesene passive Rolle hin, ebenso häufig erwähnt sie die bedeutende Position der Medien. Mit den letztgenannten beiden Aspekten soll an dieser Stelle nur beispielhaft auf Wiederholungen hingewiesen werden, die den gesamten Band durchziehen, wodurch die Argumentation eher zirkulär wird. Außerdem fallen sehr allgemein gehaltene Aussagen auf, wie zum Beispiel: „Viele Frauen sind erfolgreich und haben Mut“ (S. 96). Man fragt sich als Leser/Leserin jedoch, was bedeutet „viele“, da die Aussage in den Kontext von akademisch ausgebildeten Frauen gestellt ist, so dass hier keinesfalls eine breitere Schicht im Fokus steht.

Die Rezensentin hätte sich eine stringente Auseinandersetzung entweder mit der Konstruktion der „Neuen Frau“ oder – was der Buchtitel andeutet – der Übernahme dieses Ideals in den Alltag der Frauen gewünscht. Leider erfüllt der Band dies nicht.

Sandra Scherreiks

Irene Johns/Christian Schrappner (Hg.): Landesfürsorgeheim Glückstadt. Bewohner – Geschichte – Konzeption. 1949-1974 (= Zeit + Geschichte, Nr. 18). Neumünster (Wachholtz Verlag) 2010, 317 S., Abb., DVD

Die vorliegende Studie über das Landesfürsorgeheim Glückstadt ist eine Auftragsarbeit, die vom schleswig-holsteinischen Landtag initiiert wurde. Irene Johns vom Deutschen Kinderschutzbund und Christian Schrappner von der Universität Konstanz haben zusammen mit einem vierköpfigen Autorenteam eine umfangreiche Dokumentation über Bedingungen und Umstände der Fürsorgeerziehung in Glückstadt vorgelegt. Das politische Ziel dieser Veröffentlichung verfolgt die bedingungslose Offenlegung jener menschenverachtenden Umstände, unter denen minderjährige Schutzbefohlene in Glückstadt ihr Dasein fristeten. Die schonungslose Auseinandersetzung mit den historischen Tatsachen soll dazu dienen, das beschämende Kapitel der Glückstädter „Erziehung“ in die Öffentlichkeit zu tragen.

Es gehören Mut und Durchhaltewillen dazu, sich diesem trostlosen Thema in all seinen Facetten zu stellen. So existieren ca. 8.000 Akten zur allgemeinen Fürsorgesituation in Schleswig-Holstein, die im Schleswig-Holsteinischen Landesarchiv erhalten sind und von denen die Geschichte des Landesfürsorgeheimes für sich allein 3.120 Akten beansprucht. Das Thema ist ebenso umfangreich wie politisch brisant. Ein Vier-

teljahrhundert ist das Landesfürsorgeheim der Hort, an dem schutzbefohlene Jugendliche Unrecht und Leid erlitten haben. Freiheitsentzug, Verletzung der Menschenrechte, Isolationsfolter, Willkür sind massive Vorwürfe, die an den Umgang mit Dissidenten in totalitären Ländern erinnern. Tatsächlich aber führen einen die Vorwürfe unmittelbar in die schleswig-holsteinische Nachkriegszeit.

Melanie Mangold skizziert die historischen Vorläufer der Glückstädter Fürsorgeanstalt: 1874 gründet sich die Provinzial-Korrekturanstalt. Sie beherbergt Arme, Blinde, Verwahrloste mit dem Ziel, diese im Arbeitshaus zu arbeitswilligen Menschen umzuerziehen. In der Nachfolge übernimmt ab 1925 die Landesarbeitsanstalt diese Aufgabe und sorgt dafür, dass die Insassen unter der Aufsicht von Fachbeamten in verschiedenen handwerklichen Bereichen und der Landwirtschaft arbeiten. Seit 1943 werden erstmals jugendliche Fürsorgekandidaten in Glückstadt untergebracht. 1945 eröffnet eine Abteilung für besonders schwererziehbare Jugendliche, die man durch „Arbeitserziehung“ zu resozialisieren sucht. Nach Kriegsende gelingt es durch den Einfluss der Alliierten, die Anstalt als Fürsorgeheim für Jugendliche weiterzuführen. Bis zu ihrer Schließung im Jahre 1974 hält das Land Schleswig-Holstein an dieser Einrichtung fest.

Die Zustände in Glückstadt sind zu allen Zeiten – wie Melanie Mangold und Tina Theobald in dem Abschnitt über „Schleswig-Holstein und sein Landesfürsorgeheim“ ausführen – mangelhaft und aussichtslos. Drei Mal wird die Schließung der Anstalt beschlossen und schließlich wieder vertagt. Das Heim entwickelt sich innerhalb Schleswig-Holsteins zu einer deprimierenden Endstation, in die Jugendliche verlegt werden, wenn alle sonstigen Möglichkeiten einer adäquaten Unterbringung in Heimen ausgeschöpft sind. Abschreckung ist das „pädagogische Ziel“. Diese wird mit Nachdruck durch eine Vielzahl von repressiven Maßnahmen verfolgt. Die jugendlichen Bewohner sind zu keiner Zeit straffällig, werden aber deutlich schlechter, und vor allem unter Verlust sämtlicher Rechte, behandelt als im Jugendgefängnis. Fünfundzwanzig Jahre lang versagen in Glückstadt – so das beängstigende Resümee der beiden Autorinnen – sämtliche öffentlichen Einrichtungen und Institutionen, die über die Erziehung der Bewohner Aufsicht und Kontrolle haben. „Weder die Fürsorger der in der Regel die Fürsorgeerziehung beantragenden örtlichen Jugendämter noch die zuständigen Vormundschaftsrichterinnen u. -richter oder Amtsvormünder, nicht die Experten im fachzuständigen Landesjugendamt und schon gar nicht die zuständigen Vorgesetzten im Sozialministerium kontrollierten die Praxis im Landesfürsorgeheim so, dass die immer wieder vorgetragenen Beschwerden und Hinweise zu nachvollziehbaren Konsequenzen und zumindest partiellen Verbesserungen führten“ (S. 201).

Eindringlich kommen zu Beginn und am Ende der Studie neun ehemalige Bewohner der Fürsorgeanstalt zu Wort. Sie schildern ihr Leben und geben einen Einblick in den ehemaligen Alltag im Landesfürsorgeheim. „Das Leben in der Anstalt“ wird von Juliane Bartsch, Christina Löffler, Melanie Mangold und Tina Theobald ergänzend zu den Interviewpassagen der Bewohner (die vollständigen Interviews sind auf einer separaten DVD beigefügt) gesondert aufgearbeitet. Erkennbar wird die unglückselige Tradition der früheren Arbeitsanstalt, die bis in die 1960er Jahre weitergeführt wurde. Auf dem Netzboden knüpften die Jugendlichen Netze für die Heringsfischerei in Glückstadt. Die Wirtschaftlichkeit der Anstalt stand bereits seit 1949 außer Frage. Doch an der überkommenen Vorstellung, eine Erziehungsanstalt könne ihre Unterhaltskosten selbst erwirtschaften, wird in Glückstadt festgehalten. Gespart wird an der baulichen Ausstattung, am Essen, an den hygienischen Verhältnissen. Bildungsmöglichkeiten existieren nicht. Eine sinnvolle Freizeitbeschäftigung ist nicht vorgesehen. Arbeit, Kontrolle, Sparsamkeit und Gewalt kennzeichnen den Alltag. Die Möglichkeiten zum Spiel, zu sportlichen Aktivitäten im Heim entwickeln sich erst im Verlauf der 1960er Jahre. Die medizinische Versorgung umfasst allenfalls Notfälle. Für ihre Arbeit erhalten die Zöglinge ein Taschengeld und auf dem Netzboden Zigaretten als Anreiz. Gewalt ist das allseits beherrschende Thema. Sie findet – auch in ritualisierter Form – unter den Bewohnern statt. Sie ist das gängige Mittel, mit dem sich die Aufseher durchsetzen. Züchtigung ist zwar nicht erlaubt, wird aber praktiziert und von der Anstaltsleitung geduldet. Ausbrüche passieren häufig, gelegentlich kommt es gar zu Selbstmorden.

Die Ursache für die rückständigen, undemokratischen Verhältnisse in Glückstadt sieht die Autorin Tina Theobald in ihrem Kapitel über die „Mitarbeiter der Landesarbeitsanstalt / des Landesfürsorgeheims in Glückstadt“ auch darin begründet, dass sich im Hinblick auf das Personal zwischen 1945 und 1949ff. keine grundlegenden Veränderungen ergeben haben. Das nationalsozialistisch geprägte Personal hat nahezu unbehelligt den politischen Wechsel überstanden und dafür gesorgt, dass nationalsozialistische Erziehungspraktiken und -ziele auch nach 1949 weiter fortleben. Theobald benutzt hier den Begriff der Re-Nazifizierung.

Die Erziehungstradition beginnt erst 1967 aufzubrechen, als in Glückstadt erstmals in der Geschichte des Heimes ein ausgebildeter Sozialpädagoge eingestellt wird. Eine zögerliche „Professionalisierung“ des Personals ist dann in den Folgejahren zu erkennen, führt aber nicht zu einer Verbesserung der Verhältnisse.

Im Mai 1969 randalieren im Landesfürsorgeheim die Bewohner. Ein Jugendlicher erhängt sich später in seiner Zelle. Die veränderten politischen Verhältnisse führen dazu, dass sich Presse und Öffentlichkeit des Themas annehmen. Die politisch Ver-

antwortlichen verfügen schließlich das Aus des Landesfürsorgeheimes, das am 31. Dezember 1974 für immer seine Türen schließt. Heute erinnert in Glückstadt nichts mehr an dieses dunkle Kapitel. Die Gebäude sind abgerissen, die Spuren beseitigt.

Die politische Aufarbeitung des Themas aber hat gerade erst begonnen. Die Veröffentlichung endet mit den Worten des ehemaligen schleswig-holsteinischen Justizministers Klaus Klinger: „Es ist jungen Menschen grobes Unrecht angetan worden und die Verantwortlichen müssen sich ihrer Verantwortung stellen. Auch der Staat muss Verantwortung tragen“.

Mit der vorliegenden Studie ist ein Anfang gemacht worden. Es ist dem Buch zu wünschen, dass es Leser vor allem aus jenen Bereichen bekommt, in denen es um Betreuung und Begleitung von Jugendlichen geht. Dem einzelnen Leser wünscht man zudem Geduld und Ausdauer, denn die Veröffentlichung hat den stilistischen Charme eines Untersuchungsberichtes, der zudem darauf bedacht ist, objektiv und umfassend zu sein. Da man die Hoffnungslosigkeit des Themas in Kombination mit wissenschaftlicher Genauigkeit auf insgesamt 317 Seiten nur unter großer Anstrengung erträgt, hätte man dem Buch vielleicht weniger Text und ein pointiertes Resümee gewünscht.

Karen Precht

Thomas Kühn: Präsentationstechniken und Ausstellungssprache in Skansen. Zur musealen Kommunikation in den Ausstellungen von Artur Hazelius (= Schriften des Freilichtmuseums am Kiekeberg, Bd. 68). Ehestorf (Selbstverlag) 2009, 300 S., 30 Abb.

Das schwedische Freilichtmuseum Skansen (schwedisch = Schanze) wurde 1891 in Stockholm auf der Halbinsel Djurgården als „Anhang“ zum Nordischen Museum eröffnet. Sein Begründer war der Philologe und Ethnologe Artur Hazelius. Skansen ist nicht nur das älteste, sondern mit einer Fläche von 300.000 m² auch das größte Freilichtmuseum Europas. Und es ist eines der erfolgreichsten. So hatte es z.B. 2006 über 1,3 Mio. Besucher. Übrigens wird der Name des schwedischen Freilichtmuseums besonders in Osteuropa als Synonym für Anlagen ähnlicher Art verwendet. Vor allem in Polen, Tschechien, der Slowakei, Ungarn und Slowenien sind als „Skansen“ bezeichnete Freilichtmuseen verbreitet. Gegenwärtig stehen auf dem parkartigen Gelände des zentralen schwedischen Freilichtmuseums rund 150 Gebäude aus allen Landesteilen, immer eingebettet in eine für die jeweilige Region typische Vegetation. Skansen ist seit seiner Gründung bis heute als lebendiges Museum konzipiert. Im Programm finden sich daher zahlreiche Veranstaltungen und „living-history“-Aktivitäten, „historische“

und nationale Feste sowie Aufführungen und Konzerte auf einer Freilichtbühne. Außerdem gibt es einen Zoo mit Elchen, Wölfen, Luchsen und Braunbären.

Der Autor der vorliegenden Publikation hat Volkskunde, Germanistik und Skandinavistik sowie Museumsmanagement studiert, war wissenschaftlicher Volontär am Freilichtmuseum am Kiekeberg und ist auch gegenwärtig dort beschäftigt. Während seines Studiums hat Thomas Kühn zwischen 2005 und 2007 in den Semesterferien im Freilichtmuseum Skansen als „historical interpreter“ gearbeitet. In dieser Zeit entstand die Idee für seine Magisterarbeit, die schließlich 2008 am Institut für Volkskunde/Kultur-anthropologie an der Universität Hamburg vorlag und 2009 leicht überarbeitet als Band 68 der Schriften des Freilichtmuseums am Kiekeberg herausgebracht wurde.

Thomas Kühn fragt in seiner Arbeit danach, wie die Ausstellungen in Skansen zwischen Entstehung des Museums und dem Tod von Artur Hazelius im Jahr 1901 aussahen, wobei die Inszenierung skandinavischer Volkskultur im Mittelpunkt steht. Die Ausstellungen des Museums, das seinerzeit zu den modernsten gehörte, werden dabei in ihren historischen Zusammenhang gestellt und aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet. Übrigens waren die Ausstellungen von Artur Hazelius bislang kaum Gegenstand kulturwissenschaftlicher Untersuchungen. Auch lag eine umfangreichere Publikation über Skansen zumindest in deutscher Sprache vor dem Erscheinen der hier vorliegenden Veröffentlichung, die in der Schnittmenge von Volkskunde und Museologie zu verorten ist, noch nicht vor.

Die Publikation besteht aus acht Kapiteln mit jeweils mehreren Unterkapiteln. Die Einleitung widmet sich der Fragestellung sowie dem Forschungsstand zu Freilichtmuseen in Volkskunde und Museologie. Als Quellen dienen Kühn Darstellungen zur Museumsgeschichte und biographisches Material, Museumsveröffentlichungen, Ausstellungsführer, publizierte Berichte sowie Archiv- und Bildmaterial.

Das zweite Kapitel trägt die Überschrift „Medium und Ausstellung – Theoretische und methodische Annäherung“. Hier geht es u. a. um Definitionen und Analysen der Begriffe Museum, Ausstellung und Kommunikation, um Präsentationstechniken und Inszenierungen, um Ausstellungssprachen sowie um museale Kommunikation.

Das dritte Kapitel widmet sich den Präsentationstechniken im 18. und 19. Jahrhundert. Hier werden Ausstellungs- und Unterhaltungskulturen wie die englischen Gärten, Weltausstellungen, ethnographische Dörfer und Völkerschauen näher beleuchtet. Außerdem wird ein Blick auf die Museumsentwicklung und die „Museumsszene“ der damaligen Zeit geworfen. Der seinerzeit dominante Nationalmuseumsgedanke spiegelt sich auch in Artur Hazelius' Überlegungen und seiner intensiven Sammlertätigkeit wider und war somit auch die entscheidende Triebfeder für die Entstehung von Skan-

sen. Auf einer Sommerreise im Jahr 1872 nach Dalarna, so beschreibt es Hazelius, sei ihm bewusst geworden, dass auch in denjenigen Regionen, in denen das Leben noch in „althergebrachten Bahnen“ verlief, die ländliche Kultur durch die Industrialisierung bedroht sei und man sie daher sichern und ein Bewusstsein für das Erbe der Volkskultur schaffen müsse.

Das vierte Kapitel „Ausstellungen und Ausstellungssprache in Skansen“ untersucht die verschiedenen Komponenten und Aspekte derjenigen Schauen, die in Skansen im Untersuchungszeitraum gezeigt wurden. So thematisiert Kühn die Eingangssituation des Museums, die Ausstellungsräume, die Natur- und Kulturräume, die Objekt-Ebenen der Ausstellungen, die Häuser als Exponate, die gezeigten Tiere, Pflanzen und Gärten sowie die Objekte und Sammlungen im Gelände. Außerdem beschäftigt er sich u. a. mit Figurinen-Inszenierungen und mit den damaligen „living-history“-Aktionen, mit den Auftritten von „Folkloregruppen“ sowie mit den Museumsführungen. Auch auf die Museumsbesucher wirft er einen Blick. Kühn bilanziert am Kapitelende, dass anhand der „theatralen Dimension – Inszenierung, Verkörperung, Performanz und Wahrnehmung“ verschiedene Ebenen der Ausstellungssprache herausgearbeitet werden konnten.

Diese werden dann im fünften Kapitel mit der Überschrift „Museale Kommunikation im Freilichtmuseum: Das Beispiel Skansen“ näher erörtert. Laut Kühn schuf Hazelius mit Skansen einen nationalromantischen Erlebnisort außerhalb des Alltags und einen „moderne[n] Ort der Gegenplatzierung, Begegnung und Selbstvergewisserung zugleich.“

Im sechsten Kapitel folgen „Schlussbemerkungen und Ausblick“. Kühns Analyse der Präsentationsformen und Ausstellungssprache Skansens hat verschiedene Aspekte des Mediums Ausstellung im Freilichtmuseum behandelt und die Entwicklung musealer Kommunikation in der Anfangsphase einer damals neu entstandenen Museumsgattung herausgearbeitet. Artur Hazelius' volkskundliche Sammlungs- und Dokumentationsarbeiten, die zu Grunde liegenden Motive des Bewahrens und nationalromantische Ideale sind dabei repräsentativ für museale und gesellschaftliche Tendenzen seiner Zeit. Neu war, dass er für die Präsentation und Vermittlung der Museumsinhalte Techniken anwendete, die damals überwiegend in außermusealen Ausstellungs- und Unterhaltungseinrichtungen eingesetzt wurden. Die Inszenierungen Skansens und der ganzheitliche Ansatz führten dabei zu einer zunehmenden Erlebnisorientierung

Die Anmerkungen sind im siebten Kapitel untergebracht, das letzte Kapitel umfasst den umfangreichen Anhang mit Angaben über Quellen und Literatur sowie Kartenmaterial.

Für eine breite Leserschaft ist die Veröffentlichung wegen des sehr speziellen Themas sicherlich nicht gedacht, zumal sich das Buch stark mit Theorien und Begriffsdefinitionen beschäftigt. Insbesondere das zweite Kapitel „Medium Ausstellung – Theoretische und methodische Annäherung“ ist, zumindest in den Augen der Rezensentin, phasenweise „recht schwer lesbar“. Dafür vermittelt die umfangreiche Publikation aber einen interessanten Eindruck darüber, wie vor hundert Jahren Ideen zu einem Freilichtmuseum umgesetzt wurden. Und sie bietet reichhaltige Informationen zu musealen Vermittlungsformen aus der Gründungszeit Skansens. Es ist bemerkenswert, dass der seit einigen Jahren eingesetzte Wandel des Lernorts Museum von einer reinen Bildungsinstitution hin zu einem erlebnis- und erfahrungsorientierten Ort zumindest in Anfängen bereits in Skansens ersten Jahren festzustellen war. Daher können die hier aufgezeigten Ansätze so manche Anregungen für die Ausstellungsgestaltung auch für Museumsleute der heutigen Generation bieten.

Astrid Paulsen

Museumsverband Schleswig-Holstein (Hg.): Museumsführer Schleswig-Holstein. Neumünster (Wachholtz Verlag) 2010, 175 S.

Der neue Museumsführer Schleswig-Holstein stellt von den über 400 Museen und Sammlungen im Land eine Auswahl von 126 Museen und 16 „museumsähnlichen Einrichtungen“ vor, die „das gesamte Spektrum“ der Museumslandschaft abdecken soll.

Der Führer ist in drei Teile unterteilt. Im ersten Teil sind die Museen, im zweiten unter dem Titel „Erlebnisräume Schleswig-Holstein – Kunst, Kultur, Natur, Technik“ die „museumsähnlichen Einrichtungen“ jeweils alphabetisch nach Ortsnamen aufgeführt. Jeder Institution ist eine Seite mit einem kurzen beschreibenden Text zu der Sammlung oder Ausstellung, ggf. auch zu dem Gebäude, in dem die Präsentation untergebracht ist, gewidmet. Hinzu kommen durchschnittlich zwei bis drei Abbildungen pro Seite sowie Anschrift und Internetadresse. Im ebenfalls alphabetisch nach Ortsnamen gegliederten Anhang finden sich weiterführende Informationen zu den Öffnungszeiten und der Leitung der Häuser. Beschreibungsteil und Anhang sind durch Verweise in beide Richtungen leicht zusammenzubringen.

Dieser Führer durch die Museumslandschaft Schleswig-Holsteins ist durchaus informativ und mit vielen Abbildungen schön gestaltet. Er sticht allerdings nicht durch Originalität hervor – er ist aufgebaut wie alle bekannten konventionellen Museumsführer, was ihn wieder „nur“ informativ macht. Wünschenswert wäre eine Art von Mu-

seumsführer, der sich nicht allein auf die notwendigen Informationen beschränkt, sondern dem Lesenden auch einen weiteren Spaßfaktor bietet.

Ohne dies dezidiert zu behaupten, suggeriert die Auswahl der vorgestellten Museen und Sammlungen eine Art von Vollständigkeit – oder anders gesagt: Die Autoren machen nicht deutlich, dass es sich hierbei um die, anscheinend ihrer Meinung nach, wichtigsten Einrichtungen handelt. Interessant wäre zu wissen, nach welchen Kriterien die beschriebenen Einrichtungen ausgewählt bzw. andere ausgelassen wurden. Z.B. ist in Wedel das Ernst-Barlach-Museum vertreten, das Stadtgeschichtliche Museum dagegen nicht, ebenso könnte man das relativ neue Seebadmuseum in Travemünde vermissen. Oder warum gönnt man dem Kieler Stadt- und dem Schifffahrtsmuseum, immerhin zwei eigenständige Häuser, zusammen nur eine Seite? Die Sammlungen der Flüchtlinge und Vertriebenen werden allein durch das Haus Danzig in Lübeck repräsentiert – es gibt darüber hinaus noch mindestens drei weitere große Häuser sowie zahlreiche kleinere museumsähnliche Einrichtungen mit diesem Themenschwerpunkt in Schleswig-Holstein.

Dennoch gibt auch dieser Museumsführer einen kompakten und übersichtlichen Überblick über die wichtigsten Häuser im Land und bietet sicher Anreiz, sich die eine oder andere Ausstellung anzuschauen.

Stefanie Janssen

Thomas Overdick: Photographing Culture. Anschauung und Anschaulichkeit in der Ethnographie (= Kulturwissenschaftliche Technikforschung, Bd. 2). Zürich (Chronos Verlag) 2010, 338 S., 86 s/w Abb.

Thomas Overdick, Leiter des Flensburger Schifffahrtsmuseums, befasst sich in der vorliegenden Arbeit im weitesten Sinne mit dem Potential der Fotografie als Instrument der ethnographischen Forschung. Als Manko der fachlichen Diskussion zum Thema Fotografie in der deutschsprachigen Volkskunde identifiziert er eine Verengung des Diskurses auf fotohistorische Fragen, den er als „Diskurs über Fotografie“ (S. 16) sowie deren bisherige Leistungen und Defizite innerhalb der ethnographischen Forschung kennzeichnet. Typisch sei dabei eine „Fixierung auf das Medium“ (S. 14) der Fotografie und eine mangelnde Reflexion über den Akt und die Implikationen des Fotografierens. Er fordert hingegen eine stärkere Orientierung an den Konzepten der angloamerikanischen Visual Anthropology. Mit der darin vertretenen Auffassung von der Kultur als einem per se visuellen Phänomen bestehe die Möglichkeit, einen „Diskurs

mit Fotografie“ im Sinne einer „visuellen Ethnographie“ (S. 16) zu entwickeln. Er intendiert eine Re-Integration der Fotografie als Instrument und Medium der ethnographischen Forschung und geht dabei von der Annahme aus, dass der Fotografie gegenüber dem Text als Forschungsmedium eine eigene Qualität des Erzählens innewohnt, die über ein rein illustratives Potential hinausgeht.

Die Arbeit ist in vier Hauptkapitel gegliedert. Im ersten dieser vier Abschnitte zeigt Overdick zunächst auf, dass das bisherige Verhältnis von Volkskunde und Fotografie als einem ihrer Instrumente „von Brüchen geprägt“ (S. 15) ist. Die anfängliche Foto-begeisterung im Zuge des Aufkommens und der zunehmenden Verbreitung der Fotografie sei im Laufe der Zeit einer kritischen Distanz gewichen, die auf der Erkenntnis basierte, „dass sich die Fotos vor allem auf das Festhalten und Inszenieren von Relikten konzentrierten“ (S. 80). Was Overdick jedoch am Skeptizismus dieser Reflexionsphase erstaunt, ist die bisher kaum gestellte Frage, wie diese Kritik an der Fotografie für ihre Re-Integration in die volkskundliche Forschung fruchtbar gemacht werden kann. Overdicks Programm ist dementsprechend eine Repositionierung der volkskundlichen Fotografie, was wiederum die Frage aufwirft, worin das Wesen einer volkskundlichen Praxis der Fotografie in der Gegenwart bestehen könnte. Deutlich wird bereits, dass eine von ihm angestrebte Neujustierung des Fotografie-Diskurses eine Verlagerung „vom Medium auf die Praxis“ (S. 85) mit sich bringt.

Im zweiten Kapitel widmet sich der Autor der erkenntnis- und medientheoretischen Fundierung seiner Suche nach Re-Integrationspotentialen innerhalb der ethnographischen Praxis. Er geht dazu der Frage nach, was genau den „volkskundlichen Blick“ (S. 88) auszeichnet, der einer solchen Praxis des Fotografierens zugrunde liegen müsste. Unter dem Begriff der „Krise der Repräsentation“ (S. 114) problematisiert er in diesem Kontext die „Möglichkeit einer authentischen Erfassung von Wirklichkeit und ihrer Übertragung in kulturwissenschaftliche Repräsentationsformen“ (S. 114). Das Wesen dieser „Krise der Repräsentation“ besteht demnach in der Überlegung, dass die „traditionelle Praxis des wissenschaftlichen Monologes“ (S. 121) den Anspruch auf Vermittlung einer objektiven Gewissheit zwar in sich trage, diesen aber aufgrund des stets auch fiktiven Charakters wissenschaftlicher Abhandlungen nicht vollständig einlösen könne. Im Falle ethnographischer Forschungen komme die Komplexität der ethnographischen Situation erschwerend hinzu. Drei Strategien kommen in Frage, um dieses kritische Potential wissenschaftlichen Handelns zu entschärfen: „Reflexivität, Vielstimmigkeit, Evokation“ (S. 121), also eine gewissermaßen multidimensionale, hypertextuelle Gestalt wissenschaftlicher Forschungsergebnisse. Die Ethnographie müsse also zur Überwindung dieser Krise ihren Anspruch erweitern, was „erweiterte

Methoden und Darstellungsweisen“ (S. 122) erfordere. An diesem Punkt kommt als Baustein einer „polyphonen Ethnographie“ (S.123) wiederum die Fotografie ins Spiel, wobei Overdick deutlich macht, dass er Fotografien analog zu Texten stets als Konstruktionen auffasst.

Nachdem er auf diese Weise die Einbettung der Fotografie in den ethnographischen Forschungsakt charakterisiert hat, befasst Overdick sich im dritten Abschnitt mit den medialen Eigenschaften fotografischer Artefakte und fragt nach den Anknüpfungspunkten für die ethnographische Analyse und Interpretation visueller Kultur, die dieser Spezifik innewohnen. Er weist auf die Rolle des Betrachters hin, die entscheidende Bedeutung bei der „Konstruktion der bildlichen Aussage“ (S. 17) hat. Was ist nun also „das Foto“, welches künftig wieder einen größeren Stellenwert in der Forschung haben soll, wie lässt es sich als Medium richtig verstehen und einordnen? Es ist Overdick zufolge weder eine Kopie noch eine Reproduktion seines Objektes, sondern „lediglich eine Repräsentation, ein zeichenhafter Verweis auf das Objekt: eine Darstellung, ein Bild“ (S. 133). Es weist also, auch wenn es aufgrund seiner vermeintlichen Authentizität anderes suggeriert, in seinen Eigenschaften große Vergleichbarkeit mit anderen Medien, wie etwa Texten oder Filmen, auf. Was darauf gezeigt wird, sei nicht mehr und nicht weniger als „ein visuelles Abbild eines Ausschnitts von Wirklichkeit“ (S. 192). Aufgrund seiner Zweidimensionalität weist es eine spezifische Gleichzeitigkeit von Abbildungstreue und Verfremdung auf. Was ein Foto nicht unmittelbar zeigt, aber immer in sich trägt, sei die Sichtweise des Fotografen.

Nach der Klärung der medialen Spezifika von Fotografien wird im vierten Kapitel die Übertragbarkeit der dargelegten erkenntnis- und medientheoretischen Grundlagen auf die ethnographische Praxis erörtert, wobei das Potential fotografischer Repräsentationen als Instrument der empirischen Forschung zur Debatte steht. Overdick verfolgt dabei einen „visualistischen Ansatz“ (S. 17), der den gesamten Produktionsprozess einer Fotografie von der Vorbereitung bis zur Aufnahme reflektiert. Fotos werden in diesem Sinne nicht als bloßes Rohdatenmaterial aufgefasst, sondern als „zitathafte Repräsentationen von Wirklichkeit“ (S. 17). Die Leistung, die er dem Foto als ethnographischem Instrument unter diesen Voraussetzungen zuspricht, besteht in dem Potential, „nacherlebendes Verstehen visuell geprägter Kultur“ (S. 17) zu ermöglichen. Dabei nimmt die Kulturtechnik der Fotografie eine Rolle als „Medium zur Transformation der Beobachtung“ (S. 17) ein. Dem Aspekt des Erlebens scheint Overdick in diesem Kontext beim Foto im Gegensatz zur wissenschaftlichen Repräsentationsform des Textes einen besonderen Stellenwert zuzusprechen. Bei der Erörterung des empirischen Potentials von Fotografien beschränkt sich Overdick nicht auf die Beobachtung mit

Hilfe von Fotografien, sondern nimmt auch ihre Funktion als Träger und Aktivator von Erinnerungen in den Blick, wenn er auf die Forschungsstrategie des Fotointerviews eingeht. Diesen Aspekt kann ich aus der Sicht der wissenschaftlichen Museumsarbeit nachdrücklich unterstützen. Overdick vertritt hier zudem die Auffassung, dass die Tätigkeit des Fotografierens nicht eine abbildende, sondern vielmehr eine bildnerische sein müsse, wenn das erkenntnistheoretische Potential fotografischer Anschaulichkeit innerhalb des Forschungsprozesses voll zur Geltung kommen soll. Um die gestalterischen Möglichkeiten des Mediums dahingehend weiter zu erforschen, fordert er einen verstärkten Austausch mit den bildenden Künsten.

Ausblickend macht der Autor zum Abschluss seiner Studie noch einmal pointiert deutlich, dass es ihm um eine reflektierte Integration der Fotografie in die volkskundliche Praxis geht, die mit der Aufhebung einer vermeintlichen Hierarchie von Medientypen einhergehen möge, denn nur auf diese Weise versetze sich die Volkskunde in die Lage, die „Vielstimmigkeit ihres Gegenstandes“ (S. 294) adäquat zu repräsentieren.

Auf insgesamt 296 Textseiten liefert Overdick eine kompakte, schlüssige und umfassende Grundlegung des reflektierten Umganges mit einem erweiterten Instrumentarium als Basis einer wirkmächtigen Volkskunde, die hoffentlich eine vielfache Rezeption in der Fachdiskussion erfahren wird. Das einzige, was man sich vielleicht noch gewünscht hätte, wäre die Skizzierung einer Didaktik der Fotografie als Forschungsinstrument und Repräsentationsmedium. Nach der Lektüre hat man jedenfalls den Eindruck, dass künftig eine viel stärkere Verankerung fotografischer Kompetenz bereits in den volkskundlichen Lehrplänen nötig sein wird, um das Bewusstsein für die sich gegenseitig ergänzenden Potentiale wissenschaftlicher Repräsentationsformen von Grund auf zu schärfen.

Matthias Bunzel

Doris Tillmann/Johannes Rosenplänter (Hg.) unter Mitwirkung von Hans-F. Rothert und Nils Hansen: Kiel Lexikon (= Sonderveröffentlichung der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte, Bd. 63). Neumünster (Wachholtz Verlag) 2010, 432 S., 700 Abb.

Zwischen „Aalregatta“ und „Zwölf-Uhr-Schuss“ bietet das Kiel-Lexikon 860 Artikel zu vielen vergangenen und einigen gegenwärtigen Facetten der Landeshauptstadt Kiel. Die überwiegend mit historischer Perspektive zusammengestellte Auswahl zu den Themen (jüngere) Stadtgeschichte, Architektur, Kultur, Sport, Politik, Wissenschaft, Wirtschaft und Schifffahrt wird von den Schwerpunkten ‚Maritimes‘ und ‚Kieler

Firmen' konturiert. Ein Viertel (224) der Schlagworte führt zu (verstorbenen) Persönlichkeiten aus den genannten gesellschaftlichen Bereichen, überwiegend jedoch aus dem wissenschaftlich-universitären Kontext. Die vielfältigen und sorgfältigen Verweise und Verknüpfungen erleichtern das Auffinden einer gesuchten Information. Wer den „Zwölf-Uhr-Schuss“ als „Klümpschuss“ kennt, wird auch unter diesem Lemma fündig. „Sechzehn und Zweiunddreißig Männer“, die „Konvention von Bad Gastein“, die „Kontinentalsperre“ sind weitere Beispiele, die zu der Frage führen, wie das in Leinen gebundene Buch genutzt werden kann. Um die einerseits speziellen, andererseits eher allgemeinen Schlagworte aufsuchen zu wollen, muss die Nutzerin deren Existenz vermuten können. In diesem Fall ist das bereits vorhandene Wissen vermutlich größer, als in den notwendig kurzen Artikeln zu erfahren ist. 89 Fachautoren haben die anspruchsvolle Aufgabe bewältigt, wissenschaftlich fundierte Informationen knapp und einfach zusammenzufassen und damit kompakte Gedächtnisstützen zur Verfügung zu stellen. Indem zu fast jedem Artikel mindestens ein grundlegender Literaturtitel angegeben wird, eignen sich die Texte durchaus als (wissenschaftlicher) Einstieg in ein Thema. Neben gezieltem Nachschlagen kann das Buch stöbernd und entdeckend gelesen werden. Es bringt Spaß, auf einer beliebigen Seite zu beginnen und sich inspirieren zu lassen. Gesteigert wird der Genuss durch die 700 Abbildungen, die in großer Vielfalt und guter Qualität schwarz-weiß und farbig Grafiken, Plakate, Gemälde sowie historische und aktuelle Fotos wiedergeben. Schematische Marginalkarten helfen bei der Verortung der erläuterten Stadtteile oder Gebäude.

Auch wenn die Auswahl der Schlagworte nachvollziehbar ist, werden sich je nach Interessenlage für Nutzer/innen Lücken oder fragwürdige Gewichtungen offenbaren. So wird z.B. ‚Stapellauf‘ unspezifisch und ohne Kiel-Bezug erläutert. Klaus Groth und dessen über 40 Jahre währendes Leben und Wirken in der Stadt kommt deutlich zu kurz im Vergleich zu Carl Zuckmayer, der 1922 lediglich für ein Jahr als Dramaturg am Kieler Theater beschäftigt war.

Nur wenig vertreten sind Informationen aus dem Bereich ‚Soziales und Gesundheit‘. So findet z.B. eine Institution wie die ‚Lubinus-Klinik‘ keine Berücksichtigung, obwohl hier Pionierarbeit auf dem Gebiet der Krankengymnastik geleistet wurde. Vielen Kielern ist der ‚Kuckucksberg‘ als Wohnplatz der Sinti und Roma bekannt, im Lexikon jedoch nicht zu finden. In dem Artikel über den ‚Sophienhof‘ werden ‚Hausbesetzer‘ erwähnt, jedoch ohne weitere Erläuterung über sozialpolitische Kontexte und Verweis auf virulente Folgen, wie das Wohn- und Kulturprojekt ‚Hansasträße 48‘. Wäre dieser Hinweis vorhanden, könnte der stöbernde Leser zum Lemma ‚Ökosiedlung Moorwiesengraben‘ kommen, eine Vorreiterin für neue Wohnformen, die

immer mehr gesellschaftliche Bedeutung gewinnen. Doch ist die Kategorie ‚Ökologie‘ bzw. ‚Natur‘ nicht berücksichtigt, obwohl z.B. ein Ort wie der heutige Naturerlebnisraum ‚Alte Stadtgärtnerei Kollhorst‘ auch im Artikel über Flüchtlingsunterkünfte hätte erwähnt werden können. In einigen Artikeln könnte ein Satz zu vorhandenen Naturdenkmälern das Informationsspektrum bereichern, wie z.B. zwei alte Kastanien im Schlossgarten, eine Gruppe aus 27 Eichen bei Hof Petersburg oder eine ca. 145 Jahre alte Platane an der Fußgängerbrücke ‚Holstentörn‘, die beim ehemals dort befindlichen Thaulow-Museum stand und bisher alle baulichen Veränderungen überlebt hat. Der notwendige Raum wäre durch Verzicht bzw. Kürzungen bei den Biographien zu gewinnen, obwohl diese bereits deutlich reduziert sind mit dem Verweis auf das Biographische Lexikon für Schleswig-Holstein und Lübeck. So hätte ein Satz zu Theodor Curtius als beachtenswertem Wissenschaftler ausgereicht unter dem Schlagwort des Kieler „Alpenvereins“, dessen Gründer er war.

Mit dem Lexikon werden bekannte Inhalte in einer Form präsentiert, die der zeitgemäßen Auffassung entspricht, Geschichte nicht schlicht linear zu konstruieren, sondern (historische) Kontexte unter multiplen Perspektiven immer wieder neu zu konstruieren. Auch wenn dabei Wünsche offen bleiben müssen, ist das Kiel-Lexikon für geschichtlich in und an Kiel Interessierte eine praktische und anregende Bereicherung.

Karen Heide

